Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3843. Kriegsnummer 134. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

26. Januar 1917 (Fortsetzung).

Die Kämpfe an der Aa brachten auch gestern den angreifenden ostpreußischen Divisionen vollen Erfolg durch Besitznahme weiterer russischer Stellungen beiderseits des Flusses. Auf dem Ostufer scheiterten starke feindliche Gegenstöße. 500 Gefangene wurden eingebracht.

In der Nacht vom 25. zum 26. Januar stießen deutsche leichte Streitkräfte in die englischen Küstengewässer südlich Lowestoft vor. Vom Gegner wurde im ganzen abgesuchten Seegebiet nichts gesichtet. Hierauf wurde der befestigte Platz Southwold auf nahe Entfernung durch Leuchtgranaten unserer Torpedoboote gut erhellt und danach unter Artilleriefeuer genommen. Treffer wurden beobachtet. Unsere Streitkräfte sind wohlbehalten zurückgekehrt.

27. Januar 1917.

Südlich des Kanals von La Bassée scheiterten mehrere durch Feuer vorbereitete Vorstöße englischer Abteilungen. Südöstlich von Chilly wurden gegen unsere Gräben vordringende Franzosen abgewiesen.

Dem fehlgeschlagenen Nachtangriff der Franzosen gegen die von uns gewonnenen Stellungen auf Höhe 304 folgte in den Morgenstunden ein weiterer Angriff, der gleichfalls blutig zusammenbrach.

Östlich der Aa konnten auch neue Verstärkungen der Russen das von unseren Truppen erkämpfte Gelände nicht zurückgewinnen.

Eine englische Note kündigt die Blockierung der deutschen Nordseebucht, einschließlich eines Teiles von Dänemark und Holland an.

28. Januar 1917.

Nach starkem Feuer gelang es englischen Abteilungen, sich in einem kleinen Teile unserer vordersten Linie südwestlich von Le Transloy (nördlich der Somme) einzunisten.

An der Aa scheiterten auf beiden Flußufern geführte Angriffe der Russen verlustreich. Im Mestecanesci-Abschnitt an der Goldenen Bistritz mußte infolge überlegenen russischen Druckes die Verteidigung näher an das östliche Flußufer gelegt werden.

Eines unserer Unterseeboote hat im östlichen Mittelmeer am 9. Januar einen bewaffneten vollbeladenen feindlichen Frachtdampfer von etwa 5000 Tonnen, am 15. Januar den bewaffneten englischen Tankdampfer „Garfield“ (3838 Br.-R.-T.), mit einer Ladung Kohle und Öl von Malta nach Port Said, versenkt. Der Kapitän des Dampfers „Garfield“ wurde gefangengenommen. Dasselbe Unterseeboot hat am 25. Januar etwa 250 Seemeilen östlich von Malta einen östlich steuernden bewaffneten feindlichen Truppentransportdampfer, der von einem französischen Torpedoboot geleitet wurde, durch Torpedoschuß versenkt. Der mit Truppen vollbesetzte Dampfer sank nach zehn Minuten.

29. Januar 1917.

Nördlich von Armentières griffen die Engländer in drei Wellen die Stellung des bayrischen Infanterieregiments Nr. 23 an, das den Feind verlustreich zurückwies.

Auf dem Westufer der Maas versuchten morgens die Franzosen, ohne Feuervorbereitung überraschend gegen die am 25. Januar gewonnene Stellung auf Höhe 304 vorzubrechen. In unserem sofort einsetzenden Feuer fluteten sie zurück. Nachmittags erfolgten nach heftigen Feuerwellen noch drei französische Angriffe, die sämtlich erfolglos zusammenbrachen. Die braven Westfälischen Infanterieregimenter Nr. 13 und 15 und das Badische Reserve-Infanterieregiment Nr. 109 hielten in zäher Verteidigung den eroberten Boden, von dem trotz hohen Einsatzes von Menschen und Munition kein Fußbreit von den Franzosen zurückgewonnen werden konnte.

Nach starker Feuervorbereitung drangen auf dem Hartmannsweilerkopf Sturmtrupps des Württembergischen Landwehr-Infanterieregiments Nr. 124 in die französischen Gräben und kehrten mit Gefangenen und einem Maschinengewehr zurück.

Die bewährten osmanischen Truppen des 15. Korps schlugen an der Zlota-Lipa russische Angriffe zurück, die nach heftigem Feuer mit starken Massen einsetzten. An einer Stelle säuberte schneller Gegenstoß den eigenen Graben, im Nachdringen wurde dem Gegner eine Anzahl Gefangene abgenommen. Im Mestecanesci-Abschnitt schlugen zwei Angriffe der Russen fehl.

Die englische Admiralität gibt bekannt: Der Hilfskreuzer „Laurentic“ (14892 Tonnen) ist am 25. Januar an der Irischen Küste von einem deutschen U-Boot oder einer Mine versenkt worden. 12 Offiziere und 109 Mann sind gerettet. (Der Hilfskreuzer „Laurentic“ gehörte der White-Star-Linie in Liverpool.)

30. Januar 1917.

Abendliche Angriffe der Franzosen gegen die Höhe 304 blieben ergebnislos.

Unternehmungen österreichisch-ungarischer Truppen im Görzischen hatten Erfolg. Bei Kostanjevica drangen Abteilungen des Infanterieregiments Nr. 71 in die feindlichen Stellungen ein, überwältigten mehrere italienische Kompagnien, zerstörten die Gräben und kehrten mit Gefangenen und 2 erbeuteten Maschinengewehren zurück. Östlich Vertojba brachten Abteilungen des k. u. k. Landsturm-Infanterieregiments Nr. 2 von einer ähnlichen Unternehmung Gefangene und 2 Maschinengewehre ein.

Am 18. Januar hat eins unserer U-Boote im Englischen Kanal einen englischen Zerstörer der M-Klasse durch Torpedoschuß vernichtet. Außerdem versenkte das U-Boot vom 18. bis 25. Januar noch 17 Schiffe mit 18056 Br.-R.-T. Unter der Ladung der versenkten Schiffe befanden sich 5000 Tonnen Getreide, etwa 7500 Tonnen Kohlen, weiter besonders Grubenholz, Phosphor und sonstige Bannware.

Im Monat Dezember sind 152 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 329000 Br.-R.-T. durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte verlorengegangen. Davon sind 240000 Br.-R.-T. englisch. Außerdem sind 65 neutrale Handelsfahrzeuge mit 86500 Br.-R.-T. wegen Beförderung von Bannware zum Feinde versenkt worden. Das Dezemberergebnis beträgt also insgesamt 415500 Br.-R.-T.

Seit Kriegsbeginn bis 31. Dezember 1916 sind damit und unter Hinzurechnung der im Laufe des Jahres nachträglich bekanntgewordenen Kriegsverluste durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 4021500 Br.-R.-T. feindlichen Handelsschiffsraums verlorengegangen. Davon sind 3069000 Br.-R.-T. englisch; dies sind fast 15 Prozent der englischen Gesamttonnage zu Anfang des Krieges. Im gleichen Zeitraum sind von den Seestreitkräften der Mittelmächte 401 neutrale Schiffe mit 537500 Br.-R.-T. wegen Bannwarenbeförderung versenkt oder als Prisen verurteilt worden.

31. Januar 1917.

An der Lothringer Grenze bei Leintrey griffen die Franzosen einen Teil unserer Stellungen an; sie wurden abgewiesen.

Auf dem Ostufer der Aa stürmten unsere Truppen eine russische Waldstellung und wiesen in ihr mehrere starke Gegenangriffe zurück. 14 Offiziere und über 900 Mann wurden gefangen, 15 Maschinengewehre erbeutet.

Nach heftigem Feuer griffen die Russen mehrmals die Stellungen südlich der Valeputnastraße an. Zwei starke Angriffe scheiterten, beim dritten Ansturm gelang es einer russischen Abteilung, in einen Stützpunkt einzudringen.

Das französische Marineministerium gibt bekannt: Das Schiff der Gesellschaft der Vereinigten Reeder „Amiral Magon“, das 900 Mann Truppen in der Gegend von Saloniki beförderte und von dem Torpedobootzerstörer „Arc“ begleitet war, wurde am 25. Januar durch ein feindliches Unterseeboot torpediert. „Amiral Magon“ sank in zehn Minuten. 809 Mann wurden durch den begleitenden Torpedobootzerstörer und den in der Nähe patrouillierenden, sehr schnell herbeigeeilten Torpedobootzerstörer „Bombarde“ in sieben Schaluppen gerettet.

1. Februar 1917.

Die deutsche Regierung hat der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika heute eine Note übermittelt, in der es heißt: „Nachdem der Versuch zur Verständigung von den Gegnern mit verschärfter Kampfansage beantwortet worden ist, muß die Kaiserliche Regierung, wenn sie in höherem Sinne der Menschheit dienen und sich an den eigenen Volksgenossen nicht versündigen will, den ihr von neuem aufgedrungenen Kampf ums Dasein nunmehr unter vollem Einsatz aller Waffen fortführen. Sie muß daher auch die Beschränkungen fallen lassen, die sie sich bisher in der Verwendung ihrer Kampfmittel zur See auferlegt hat.“

An der Narajowka, südöstlich Lipnica Dolna, drangen Teile eines sächsischen Regiments in die russische Stellung und kehrten mit Gefangenen und einem Maschinengewehr als Beute zurück.

2. Februar 1917.

Zwischen Armentières und Arras scheiterten zahlreiche Vorstöße starker englischer Aufklärungsabteilungen. Am Wege Gueudecourt-Beaulencourt drangen nach starkem Feuer die Engländer in Kompagniebreite ein. Im Gegenangriff wurde die Stellung gesäubert. Eine Anzahl Gefangene blieben in unserer Hand.

Das türkische Hauptquartier meldet: Der 1. Februar war ein wichtiger Kampftag. Nach heftiger Artillerievorbereitung griff der Feind mit mehreren Infanterieabteilungen alle unsere südlich des Tigris gelegenen Stellungen an und zwang eines unserer Bataillone, sich aus der ersten in die zweite Linie zurückzuziehen. Indessen wurde der Angriff, den der Feind mit überlegenen Kräften gegen diese zweite Linie machte, sofort abgeschlagen. An den anderen Frontteilen gelang es dem Feinde zuerst, in unsere erste Stellung einzudringen, wurde aber durch unseren Gegenangriff mit dem Bajonett verjagt. Unsere Stellung wurde wiedergenommen. Bei diesem Angriff erlitt der Feind größere Verluste als jemals bei den blutigsten Kämpfen, die bisher im Irak stattfanden.

3. Februar 1917.

Der amerikanische Botschafter in Berlin, Gerard, hat Auftrag erhalten, die Botschaft zu schließen. Alle amerikanischen Konsuln und Attachés sollen Deutschland verlassen.

Dem deutschen Botschafter in Washington, Grafen v. Bernstorff, sind die Pässe zugestellt worden.

4. Februar 1917.

Nördlich der Ancre griffen die Engländer unsere Stellungen nach Trommelfeuer um Mitternacht an. Während nördlich von Beaucourt die Angriffe scheiterten, gelang es nahe dem Flußufer einer Abteilung, in unsere vordersten Gräben zu dringen.

Bei Kämpfen, die sich vormittags trotz strenger Kälte an der Aa entwickelten, wurden mehrere russische Angriffe abgewiesen.

Das Reutersche Bureau meldet: Der deutsche Dampfer „Kronprinzessin Cecilie“ wurde in Boston beschlagnahmt. In Panama wurden vier Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, die sich dort seit Kriegsausbruch befinden, von den Behörden der Panamakanal-Zone mit Beschlag belegt.

5. Februar 1917.

Im Gegenstoß wurde den Engländern der größte Teil der Gräben östlich von Beaucourt wieder entrissen; dabei blieben rund 100 Gefangene in unserer Hand. Nachmittags scheiterte ein heftiger englischer Angriff nördlich von Beaucourt, nachts wiederholter Ansturm starker Kräfte gegen unsere Stellungen östlich von Grandcourt bis südlich von Pys.

Der türkische Großwesir Said Halim-Pascha ist zurückgetreten. Der Minister des Innern Talaat-Bei hat die Bildung des neuen Kabinetts übernommen.

6. Februar 1917.

Von Erkundungsstößen im Sommegebiet, auf dem Ostufer der Maas und an der Lothringer Grenze wurden gefangene Engländer und Franzosen und einige Maschinengewehre zurückgebracht.

7. Februar 1917.

Südwestlich von Sennheim griff vormittags eine französische Kompagnie nach starkem Feuer an. Sie wurde abgewiesen und ließ mehrere Gefangene in unserer Hand.

Bei erfolgreichen Erkundungsvorstößen nahe der Küste, beiderseits der Ancre, an der Nordostfront von Verdun und im Parroywalde (Lothringen) wurden Gefangene gemacht, 3 Maschinengewehre erbeutet.

An der Beresina drangen Stoßtrupps in die feindlichen Linien und kehrten nach Zerstörung von Unterständen mit Gefangenen und 9 Minenwerfern zurück. Auch an der Bahn Kowel-Luzk hatte ein Vorstoß von Sturmtrupps vollen Erfolg. Dort wurden Gefangene und 1 Minenwerfer aus den russischen Gräben geholt.

Nordöstlich von Kirlibaba scheiterte der Angriff von zwei feindlichen Kompagnien.

Der kleine englische Hilfskreuzer „Grilse“, der an der kanadischen Küste Patrouillendienste versah, ist nach Meldungen amerikanischer Zeitungen Mitte Dezember bei Halifax gesunken.

8. Februar 1917.

Im Wytschaetebogen zerstörten wir durch umfangreiche Sprengung einen erheblichen Teil der feindlichen Minengänge. Ein englisches Fluggeschwader warf auf die Stadt Brügge Bomben, durch die neben Häuserzerstörungen in einer Schule 1 Frau und 16 Kinder getötet, 2 Erwachsene schwer verwundet wurden. In militärischen Anlagen ist Schaden nicht entstanden.

Nach Mitternacht griffen die Engländer auf dem Nordufer der Ancre und südöstlich von Bouchavesnes an. Begrenzte Anfangserfolge wurden durch unseren Gegenstoß schnell ausgeglichen.

9. Februar 1917.

Vormittags griffen die Engländer bei Serre an; sie wurden abgewiesen. Auf dem Nordufer der Ancre setzten nach kurzer Unterbrechung neue Angriffe ein, in deren Verlauf wir bei Baillescourt etwas Boden verloren. Nördlich des St-Pierre-Vaast-Waldes ist von einem im ganzen gescheiterten Vorstoß den Engländern eine schmale Einbruchsstelle verblieben, die abgeriegelt ist.

Wir verloren im verflossenen Monat 34 Flugzeuge. Die Engländer, Franzosen und Russen büßten in Luftkämpfen und durch Abschuß von der Erde 55 Flugzeuge ein, von denen 29 jenseits der Linien erkennbar abgestürzt, 26 in unserem Besitz sind. Außerdem wurden 3 feindliche Fesselballons brennend zum Absturz gebracht; wir verloren keinen Ballon.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3843. 148. Band.



Von den Tiroler Kaiserjägern: Fahnenträger des dritten Tiroler Kaiserjäger-Regiments.

Nach einer Zeichnung des k. u. k. Hauptmanns Hugo Reichsritter v. Bouvard.

Völkerfrieden und Völkerrecht.

Von Professor Dr. Franz v. Liszt, M. d. R.

Noch liegt das Ende des Völkerringens in undurchsichtiger Ferne. Aber seitdem in der Reichstagssitzung vom 12. Dezember 1916 der Reichskanzler die „Menschheitsfrage des Friedens" der „Machtfrage des Weltkrieges" gegenübergestellt hat, suchen die Augen der Menschen in allen Ländern sehnsüchtiger noch, aber auch vertrauensvoller als vor jenem denkwürdigen Tage die Schleier zu durchdringen, die uns die Zukunft verhüllen. Wir wissen, daß wir die schwersten Opfer noch zu bringen haben, ehe der Übermut unserer Feinde gebrochen ist; aber um so zuversichtlicher ist unsere Überzeugung, daß am Ende dieser Opfer der Sonnenaufgang des Friedens steht. Und gerade deshalb drängt die bange Frage immer schärfer sich in den Blickpunkt unseres Bewußtseins: Ist denn ein wahrer Frieden überhaupt möglich nach all dem, was zwischen den Völkern in diesem Kriege geschehen ist? Nach allem Haß, der sie gegeneinander erfüllt hat und, in den Herzen nachglimmend, sie auch in Zukunft voneinanderscheiden muß? Nach allem Leid, das sie sich gegenseitig angetan haben, und das aus der Erinnerung der Witwen und Waisen, der Verstümmelten und Siechgewordenen erst mit ihrem Tode schwinden wird?

Diese Frage nach der Möglichkeit des Friedens ist zugleich die Frage nach der Wiedergeburt des Völkerrechts; denn Friede und Recht sind zwei Wörter für denselben Begriff. Nur unter der Herrschaft des Rechts ist ein Zustand dauernden Friedens möglich. Das gilt für das Innenleben jedes Einzelstaates wie für die Beziehungen der Staaten zueinander. Wenn die erschöpften Völker vom Kampfe ablassen, ohne ihr Verhältnis zueinander durch Verträge rechtlich zu ordnen, so tritt nur ein Waffenstillstand ein, der jeden Augenblick zu neuem Ringen führen kann. Erst der zwischen den Kriegsgegnern vereinbarte Friedensvertrag sichert das Ende der Feindseligkeit und setzt an die Stelle des Kriegszustandes die friedliche Regelung der zwischenstaatlichen Beziehungen durch das Recht. Seine Kraft aber schöpft der Friedensvertrag aus dem Völkerrecht, aus der Überzeugung von der Heiligkeit der zwischen den Staaten geschlossenen Verträge. Wer auf den Völkerfrieden hofft, muß an das Völkerrecht glauben.

Nun fehlt es auch heute nicht an solchen, die ein Völkerrecht der Zukunft sich nicht denken können, weil ihnen der Glauben an die bindende Kraft der Staatenverträge fehlt; sei es, daß sie niemals daran geglaubt haben, sei es, daß ihr Glaube durch die Erfahrungen des Krieges verschüttet worden ist. Die Zahl dieser Zweifler scheint allerdings im Laufe der langen Monate immer geringer geworden zu sein; jedenfalls sind sie stiller und bescheidener geworden als in der ersten Zeit des Völkerringens, da sie in der Rolle des nationalen Kraftmenschen sich gefielen. Dennoch ist es unvermeidlich, zu den Leugnern des Völkerrechts Stellung zu nehmen; denn — ich wiederhole es — ohne ein Völkerrecht ist ein Völkerfrieden nicht möglich. Darum sei es mir gestattet, meine Ansicht hier kurz zu entwickeln; auf eingehendere Darstellung und Begründung muß ich an dieser Stelle verzichten.

Das Völkerrecht ist das zwischen den Staaten bestehende, ihre Beziehungen zueinander regelnde Recht; es ist die Ordnung der Staatengemeinschaft; wie die Satzung eines Vereins die Ordnung eines größeren oder kleineren Zweckverbands einzelner Menschen, wie das nationale Recht eines Staates die Ordnung der im Staate zusammenlebenden Staatsbürger ist. Unerläßliche Voraussetzung für Entstehen und Bestehen eines Völkerrechts ist das Vorhandensein einer solchen Staatengemeinschaft, das heißt eines Verbandes der Staaten, der, auf einer mehr oder weniger ausgedehnten Gemeinsamkeit der Interessen beruhend, gemeinsame Zwecke mit vereinten Kräften zu verwirklichen sich bestrebt.

Eine solche Staatengemeinschaft hat zweifellos vor dem Kriege bestanden. Sie hat in den Jahrzehnten des nur durch lokalisierte Kriege gestörten Weltfriedens eine glänzende Entwicklung genommen; von Jahr zu Jahr haben Zahl und Bedeutung der als gemeinsam erkannten und mit vereinten Kräften verfolgten Interessen und damit die Stärke des die Staaten umspannenden Bandes zugenommen. Nicht nur im Weltpostverein, sondern auch in zahlreichen anderen Verbänden zum Schutze des schriftstellerischen, künstlerischen und gewerblichen Eigentums, zur Bekämpfung von Sklavenraub und Mädchenhandel, zur Abwehr ansteckender Krankheiten, zur Förderung des Eisenbahnverkehrs, zur Sicherung des menschlichen Lebens auf hoher See usw. haben die Staaten der bewohnten Erde in wechselnden Gruppen sich zusammengeschlossen. Die Darstellung dieser rasch aufwärtsführenden Entwicklung gehört zu den ruhmreichsten Kapiteln der Menschheitsgeschichte.

Diese Staatengemeinschaft ist durch den Krieg schwer erschüttert, sie ist aber gewiß nicht vernichtet worden. Man stelle die Sachlage nach Friedensschluß sich einmal deutlich vor. Wir werden dann drei große Staatengruppen nebeneinander haben. Die beiden ersten werden durch die Kriegführenden gebildet werden: der Vierbund hier, der Zehnverband (soweit er noch zusammenhält) dort; die dritte Gruppe ist die der neutral gebliebenen Staaten. Ich will nun ganz davon absehen, die Bedeutung der Interessengemeinschaft innerhalb einer jeden der drei Gruppen hier weiter zu verfolgen. Zweifellos ist es aber, daß, wie auch der Krieg ausgehen mag, die dritte Gruppe, die der neutralen Staaten, die alten Beziehungen zu jeder der beiden ersten Gruppen wiederanknüpfen und so die sämtlichen Staaten wenigstens mittelbar zu einer neuen Gemeinschaft verknüpfen wird. Und wenn der Krieg, wie anzunehmen ist, nicht nach der vernichtenden Niederlage des einen Teils durch einen von dem Sieger aufgezwungenen, sondern nach Verhandlungen beider Teile durch einen zwischen ihnen vereinbarten Friedensvertrag beendet wird, dann ist es wiederum zweifellos, daß die rechtlichen Beziehungen zwischen den Kriegsgegnern wiederhergestellt, alte Verträge, die der Krieg zerrissen hat, wieder in Kraft gesetzt, neue Verträge abgeschlossen werden müssen. Wieder wird, wie vor dem Kriege, ein dichtes Netz von Verträgen die sämtlichen Staaten der Erde miteinander verknüpfen und durch völkerrechtliche Normen die Staatengemeinschaft aufs neue begründen. Freilich wird der Völkerhaß noch lange fortglimmen, das Mißtrauen nur langsam schwinden, die zuversichtliche Freude an gemeinsamer Arbeit erst ganz allmählich wiederkehren: aber daß die Staatengemeinschaft und mit ihr das Völkerrecht nach dem Kriege wiedererstehen werden, ist nicht minder sicher, als daß auch dieser Krieg sein Ende finden wird.

Wenn man so häufig abweichender Ansicht begegnet, so hat diese Tatsache ihre Ursache vor allem darin, daß zumeist die verschiedenen Teile des Völkerrechts nicht klar genug unterschieden werden. Das Völkerrecht zerfällt in das Friedensrecht und das Kriegsrecht; zwischen diesen beiden Teilen liegen als Sondergebiet die Einrichtungen zur friedlichen Beilegung zwischenstaatlicher Streitigkeiten. Von diesen wird noch besonders gesprochen werden müssen. Daß das völkerrechtliche Friedensrecht rettungslos zusammengebrochen sei, wird niemand ernstlich behaupten wollen. Aber auch für das Kriegsrecht läßt sich die Behauptung nicht uneingeschränkt aufrechterhalten. Freilich: vom Seekriegsrecht ist nichts, aber auch gar nichts übrig geblieben. Unter den verschiedenen Ursachen, die diesen Erfolg durch ihr Zusammenwirken herbeigeführt haben, ist die wichtigste die englische Weltherrschaft zur See. Diese Tatsache und ihre weittragende Bedeutung können wir gar nicht scharf genug ins Auge fassen. Der englischen Seeherrschaft stellen wir die Forderung der „Meeresfreiheit" gegenüber, deren Erfüllung nicht nur uns, sondern allen seefahrenden Nationen außer England zugute kommen würde. Unseren Staatsmännern erwächst damit die besonders wichtige Aufgabe, den Inhalt dieser Forderung genauer, als das bisher geschehen ist, zu bestimmen und zugleich Klarheit darüber zu schaffen, auf welche Weise die Meeresfreiheit gegen englische Übergriffe gesichert werden kann. Erst wenn dieses nächste Ziel erreicht ist, kann an den Aufbau eines wirklichen Seekriegsrechts gedacht werden. Insoweit also entspricht die Behauptung von dem Zusammenbruch des Kriegsrechts den Tatsachen. Sie ist dagegen unrichtig, soweit das Landkriegsrecht in Frage steht. Wenn auch vielfach im einzelnen verletzt und mit Füßen getreten, haben doch im großen und ganzen die von den Mächten auf den Haager Konferenzen getroffenen Vereinbarungen, besonders die „Ordnung betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs", trotz der gewaltigen Ausdehnung und der stetig sich steigernden Heftigkeit der Kämpfe ihre Kraft als Rechtsregeln behauptet. Freilich darf dabei nicht vergessen werden, daß es uns gelungen ist, den Krieg auf Feindesgebiet hinüberzutragen, so daß in erster Linie das Verhalten der deutschen und der uns verbündeten Truppen für die Befolgung jener Rechtsregeln maßgebend war. Wie es im umgekehrten Fall gekommen wäre, bleibe dahingestellt.

Mehr und mehr hat sich denn auch die Überzeugung Bahn gebrochen, daß, vom Seekriegsrecht abgesehen, die Schwäche des bis zum Kriegsausbruch geltenden Völkerrechts an einer ganz bestimmten Stelle zu suchen ist, und daß alle Zukunftsarbeit an dieser Stelle einsetzen muß. Das Völkerrecht hat den Weltkrieg nicht zu verhindern vermocht. Das ist der entscheidende Punkt. An diese Erkenntnis schließt sich die Frage: Wie kann dem Völkerrecht die Kraft gegeben werden, in Zukunft wenigstens die Menschheit vor solcher Katastrophe zu bewahren?

Man ist sich bei dieser Fragestellung darüber völlig im klaren, daß es kein Mittel gibt, den Krieg für immer aus der Welt zu bannen. So lange wenigstens nicht, als das Menschengeschlecht seine gegenwärtige Eigenart nicht völlig geändert hat. Aber um die Utopie des ewigen Friedens handelt es sich gar nicht. Sondern um das wesentlich ernster zu nehmende Bestreben, den Krieg auf seltene Ausnahmefälle einzuschränken. Schon das Recht der bisherigen Haager Friedenskonferenzen hat Mittel zur Erreichung dieses Zieles den Staaten zur Verfügung gestellt; in erster Linie das schiedsrichterliche Verfahren und die zwischenstaatlichen Kommissionen zur Feststellung streitiger Tatsachen. Gewiß ist hier eine fruchtbare Weiterbildung und Verallgemeinerung der bestehenden Einrichtungen durchaus möglich. Wie aber dann, wenn ein Staat, entgegen der von ihm vertraglich übernommenen Verpflichtung, von jenen Einrichtungen keinen Gebrauch macht, sondern die Entscheidung des Schwertes anruft?

Sobald die Frage so gestellt und in ihrer ganzen Tragweite erkannt wird, gewinnt das große Zukunftsproblem einen völlig neuen Inhalt. Nunmehr handelt es sich darum, die Macht der organisierten Staatengemeinschaft so zu stärken, daß sie den widerstrebenden Einzelstaat unter den Gemeinwillen zwingen kann; immer vorausgesetzt, daß jener nicht entschlossen ist, sein Dasein selbst im Kampf gegen die Übermacht aufs Spiel zu setzen. Es handelt sich mithin um die Aufgabe, das Moment des überstaatlichen Zwanges, das dem bisherigen Völkerrecht völlig fremd war, in die Organisation der Staatengemeinschaft einzuführen.

Von allen Vorschlägen, die zur Lösung des Problems bisher gemacht worden sind, hat der des amerikanischen Bundes zur Erzwingung des Friedens (League to enforce Peace) den stärksten Anspruch und die beste Aussicht auf Verwirklichung. Die Liga ist während des Krieges (Juni 1915) gegründet worden und steht unter der Leitung des Expräsidenten Taft. Sie verlangt einen Friedensbund der Staaten, die nicht nur vereinbaren, alle zwischen ihnen entstehenden Streitigkeiten einem Schiedsgericht oder einem Vermittlungsamt vorzulegen, sondern sich auch verpflichten (das ist das Wesentliche), ihre wirtschaftliche und militärische Kraft gemeinsam gegen jeden Staat einzusetzen, der, ohne jener Vereinbarung nachgekommen zu sein, zu den Waffen greifen sollte. Man beachte wohl: Jeder Staat dieses Friedensbundes behält das Recht der Kriegführung; er darf von ihm aber erst Gebrauch machen, nachdem das Schiedsgericht oder das Vermittlungsamt ihre Tätigkeit beendet haben. Will er sich nicht fügen, so mag er zum Schwert greifen; er tut es dann nicht in der leidenschaftlichen Erregung des Augenblicks, sondern abgekühlten Blutes. Nur dann schreitet der Bund gegen ihn ein, wenn er die Wartezeit nicht einhalten will.

Für diesen Vorschlag haben die führenden Staatsmänner der Gegenwart in den letzten Monaten sich ausgesprochen. Wilson hat ihn in sein Programm aufgenommen und in seiner Ansprache an die Liga vom 28. Mai 1916 sich ausdrücklich zu ihm bekannt; hinter dem Präsidenten steht in dieser Frage das ganze amerikanische Volk von den nördlichsten Gebieten der Vereinigten Staaten bis zur Südspitze Südamerikas. In England haben nicht nur Bryce, sondern auch Grey und Asquith ihre Zustimmung ausgesprochen, und auch sie werden darin von einer machtvoll anschwellenden Volksbewegung getragen. Für uns ist die Erklärung von besonderer Wichtigkeit, die der deutsche Reichskanzler im Hauptausschuß des Reichstags am 9. November 1916 abgegeben hat: „Deutschland ist jederzeit bereit, einem Völkerbunde beizutreten, ja sich an die Spitze eines Völkerbundes zu stellen, der Friedensstörer im Zaume hält." Die Reichsregierung hat seither wiederholt, so besonders in ihrer Antwort auf die Wilsonsche Friedensnote, ihre Bereitwilligkeit betont, nach der Beendigung des Krieges an der Gründung eines Friedensbundes der Völker mitzuarbeiten.

Ein Friedensbund, ausgestattet mit Zwangsgewalt gegen Friedensstörer — als Ergebnis des Weltkriegs! Kann man sich eine schärfere Bejahung des Willens zur Völkergemeinschaft und damit zum Völkerrecht denken als die Erklärungen von Wilson, Grey und Bethmann Hollweg?

Wer aus der Geschichte gelernt hat, den kann dieses Ergebnis nicht überraschen. Ich habe schon im Februar 1915, in dem Vorwort zur zehnten Auflage meines Völkerrechtes, darauf hingewiesen, daß bisher noch jede Periode großer Kriege zu einer Erstarkung des Völkerrechts, zu einem engeren Zusammenschluß der Staaten geführt hat. Es ist ja so selbstverständlich: je schwerer und langwieriger der Krieg, desto lebhafter und allgemeiner die Sehnsucht nach dem Frieden, desto ernster und zielbewußter das Streben, den Söhnen und Enkeln zu ersparen, was die Väter durchmachen mußten.

Wer an einen tieferen Sinn des Lebens glaubt und die Geschichte der Menschen nicht für den Traum eines bösen Geistes hält, der kann auch in den blutigsten Völkerkriegen nichts anderes erblicken als die Geburtswehen einer neuen Zeit. Mühselig ringt sich die Menschheit hinauf von Stufe zu Stufe, von niedrigeren zu höheren Daseinsformen. Trotz aller Irrungen und Wirrungen geht es aufwärts, und je steiler und mühsamer der Weg, desto größer der Aufstieg. So wird auch der Dauerfrieden, der diesem Krieg ein Ende macht, der Völkergemeinschaft eine Daseinsform vorbereiten, die lebenskräftiger und an gemeinsamer Kulturarbeit reicher sein wird als alle ihr vorangegangenen. Wie lange die neue Friedenszeit dauern wird — wer könnte das wissen? Hoffentlich lange genug, um das Zerstörte wiederaufzubauen und neue Kulturwerte in brauchbarer Fülle zu schaffen; zugleich aber auch neue und starke Schutzwälle zu errichten, an denen die Brandung des Völkerhasses sich brechen muß. An dieser Arbeit zum Schutz der Kulturwelt in führender Rolle mitzuwirken, das ist die große Aufgabe, die dem deutschen Volk und seinen Staatsmännern von der nächsten Zukunft gestellt wird.



Vom Besuch des Deutschen Kaisers in Wien am 12. Februar: Begrüßung Kaiser Wilhelms durch Kaiser Karl bei der Ankunft auf dem Nordbahnhof.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von L. Tuszyński.

Wer ist der wirklich Stärkere? / Von k. k. Major Viktor Hueber.

In der Antwort, die die Entente auf die Friedensanregung des Vierbundes erteilt hat, findet sich unter anderm folgender Satz: „Für die Gegenwart stützt sich das Anerbieten Deutschlands auf eine ausschließlich europäische Kriegskarte, die nur den äußeren vorübergehenden Schein der Lage und nicht die wirkliche Stärke der Gegner ausdrückt."

Unsere Feinde räumen damit ein, daß die Kriegskarte, allerdings nur die Europas, wie sie sich heute darstellt, wenn auch nicht mehr, so doch wenigstens den Schein, daß wir die Stärkeren sind, zuläßt. Der Schein trüge jedoch. Der Trug sei daran zu erkennen, daß das Kriegsbild, wenn man in seinen Rahmen auch die außereuropäischen Karten einbeziehe, sich wesentlich anders ausnähme, und ferner, daß auch der Ausschnitt aus der Gesamtsituation, auf den wir uns angeblich allein berufen, in dem Beschauer einen für uns zwar günstigen Eindruck hervorruft, aber nur dann, wenn man nicht tiefer sieht und infolgedessen nicht herausfindet, daß unter der täuschenden Oberfläche sich unser wirklicher Schreckenszustand verbirgt. Übrigens sei auch unser Vorteil, den wir uns dem Scheine nach an den europäischen Fronten geschaffen haben, nur vorübergehend. Auch dieses nebelhafte Gebilde werde die kommende Zeit verschwinden machen. Was bleibe dann noch übrig, woraus sich ein Schluß auf die Kriegsüberlegenheit des Vierbundes über die Entente ableiten ließe?

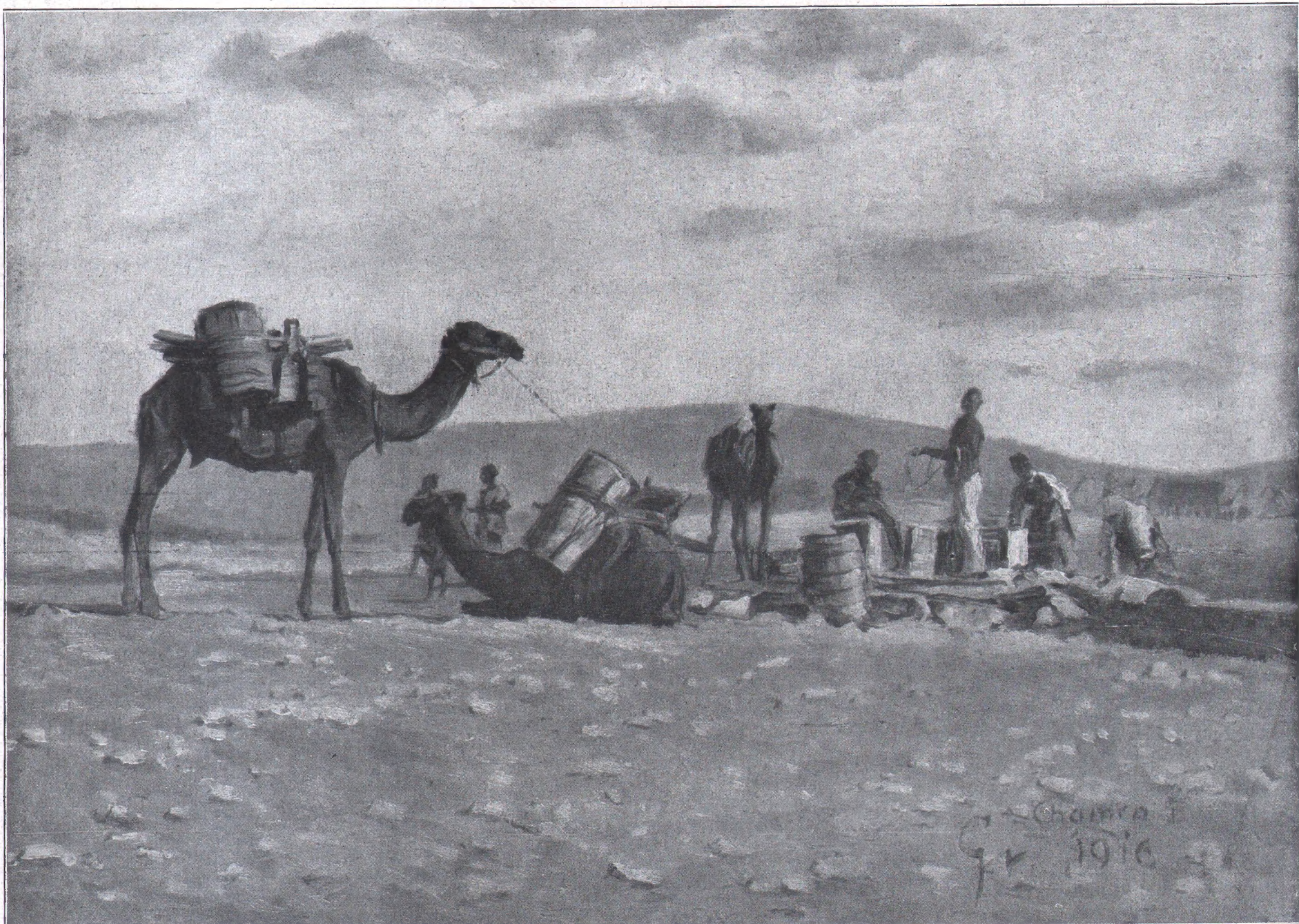
Kurz gesagt: nicht wir, sondern die Alliierten hätten sich in diesem Ringen als die Stärkeren erwiesen, und sofern an dieser Behauptung noch gezweifelt werden könnte, werde die Fortsetzung des Krieges die noch fehlende letzte Bestätigung erbringen.

Angenommen, unsere Regierungen hätten in ihrer gemeinsamen Friedensnote tatsächlich nur das gegenwärtige militärische Kräfteverhältnis, wie es sich aus dem Bilde der europäischen Kriegskarte ergibt, in Betracht gezogen und die Ergebnisse des zweieinhalbjährigen Waffenkampfes in Afrika, Asien und auf dem Ozean schlechtweg unberücksichtigt gelassen, so fragt es sich nun, ob denn auch wirklich und in welchem Umfange das auf den europäischen Schauplätzen zutage tretende wechselseitige Machtverhältnis durch die heutigen Karten der entlegeneren Kriegsgebiete eine Verschiebung zu unseren Ungunsten erfährt.

Es ist richtig, daß ein sehr großer Teil der afrikanischen Kolonien des Deutschen Reiches im Verlaufe des langen Feldzuges von den deutschen Schutztruppen geräumt wurde. Dieses Faktum könnte gewiß auch mit zum Maßstab für die Beurteilung der relativen Widerstandsstärke unseres deutschen Verbündeten dienen, wenn er sich die Festhaltung seines Kolonialbesitzes vom Kriegsbeginn an hätte kräftig angelegen sein lassen. Deutschland hat jedoch eine ernstliche Machtprobe in Afrika gar nicht gesucht. Wo es keine Abwehr gibt, gibt es auch keinen Sieg. Die britischen und die französischen Invasionstruppen konnten sich der deutschen Schutzgebiete bemächtigen, weil ihnen, im großen genommen, ein Widerstand gar nicht entgegengesetzt wurde. Hätten sich ansehnliche Bruchteile der deutschen Heereskraft in Afrika befunden, wäre es dort zu entscheidenden Schlachten gekommen und in diesen der Deutsche unterlegen, dann könnten die Alliierten sich die im gedachten Falle *wirkliche* Eroberung der betreffenden Landstrecken als einen ausgesprochenen Erfolg zuschreiben. In der Tat standen in den deutschen Schutzgebieten auf der Seite unseres Verbündeten der Zahl nach nur ganz untergeordnete Streitkräfte wider ihre Angreifer im Kampfe, gegenüber denen sie sich allmählich zurückzogen. Fochten die deutschen Abteilungen auch tapfer, machten sie der Übermacht auch jeden Fußbreit Bodens streitig, so war die deutsche Kampfschar doch so verschwindend gering, daß ihre rühmliche Ausdauer, ob sie nun länger oder kürzer währte, den Verlauf der Kleinkämpfe wohl etwas zu hemmen, aber nicht entscheidend zu bestimmen vermochte. Deutschland hat schließlich immer mit der Möglichkeit rechnen können, daß im Falle eines europäischen Krieges auch seine Kolonien in Mitleidenschaft geraten. Es hätte in der Hand der Deutschen gelegen, durch eine entsprechend große Verstärkung seiner Kolonialbesatzungen sich bereits im Frieden die Chance zu sichern, im Falle eines Krieges ihren afrikanischen Besitz wirksam zu verteidigen und auch unverkürzt behaupten zu können. Deutschland hat hierauf verzichtet. Nicht aus Schwäche, sondern weil es richtig urteilte, daß über den Besitz der Kolonien die Entscheidung ebenfalls auf den europäischen Schlachtfeldern gefällt werden wird. Die Gestaltung der Kriegslage in Afrika war mithin im Konzepte des deutschen Generalstabes schon vor Beginn ihres Zustandekommens vorgesehen. Die Entente hat sich die „Eroberung" der deutschäquatorialen Länder keineswegs kraft ihrer größeren militärischen Gesamtstärke erzwungen, sondern sie fiel ihr zu, weil Deutschland es für gut fand, den Krieg nicht nach Afrika hinüberzutragen, sondern ihn in Europa zu konzentrieren. Hier, auf unserem heimischen Boden, gedachte die deutsche Kraft im Bunde mit der Österreich-Ungarns sich mit der unserer Feinde zu messen, hier in Europa an unseren eigentlichen Reichsgrenzen mochten unsere Gegner zeigen, was sie gegenüber uns vermögen. Sie haben es ja auch versucht. Nicht in Kamerun und nicht am Kongo und am Kunene erfolgte der Aufmarsch der französisch-britischen Millionenmassen, sondern an der französisch-belgischen Grenze. Und von ebendieser wurden sie durch die Deutschen bis gegen Paris zurückgeschlagen. Briand und Lloyd George stellen heute die Sache jedoch so dar, als ob nicht bei Verdun, in der Champagne, bei Ypern usw., auf Gallipoli, am Wardar und an der Struma, sondern als ob in den Guerillakämpfen in Kamerun die „wahre" Stärke der Kriegsgegner zum überzeugenden Vorschein gekommen wäre.

Nun ein Blick auf die asiatische Kriegskarte. In Nordostkleinasien haben die Russen den türkischen Grenzraum bis einschließlich Erzerum gewonnen, sind darüber jedoch nicht hinausgelangt. Das britische Expeditionskorps steht am unteren Tigris festgebannt bei Felahie. In Persien sind die russisch-britischen Streitkräfte von den Türken bis über Hamadan zurückgedrängt worden. Unser ottomanischer Verbündeter vermochte die über die Kaukasus- und über die Irakgrenze eingebrochenen Feinde zwar noch nicht gänzlich wieder zu vertreiben, dafür schob er nach Persien einen tiefen Keil zwischen die beiden gegnerischen Kampfgruppen und verhinderte auf diese Weise sowohl deren Kooperationsmöglichkeit als auch jeglichen Fortschritt der russischen und der englischen ersten Grenzerfolge. Weder der Zar noch Albion scheint einen besonderen Wert auf eine kräftige Belebung der Kampftätigkeit ihrer Truppen auf diesen Nebenkriegsschauplätzen zu legen. Ebenso hat sich an der Suezfront die beiderseitige Situation über ihren Ursprung nicht weiterentwickelt. Der Krieg in Asien ist in seinen Anfängen gleichsam erstarrt. Worin speziell auch in Asien der Beweis einer ganz überragenden Kraftäußerung der Entente zu erblicken sein soll, bleibt jedem Unbefangenen völlig unverständlich.

Es erübrigt hiernach nur noch, die Bedeutung der Ozeankriegskarte zu würdigen. Auf dem Wasser trete angeblich die Vorherrschaft unserer Gegner in die Erscheinung. Selbst wenn dem so wäre, gälte es, vorerst zu fragen, ob denn die Erfolge zur See, die die Westmächte sich etwa erstritten, von derartigen Dimensionen sind, daß sie durch diese unsere Erfolge zu Lande verdunkeln. Sind im gegenwärtigen Kriege große Seeschlachten geschlagen worden? Sind unsere Flotten hierbei untergegangen? Nichts dergleichen geschah. Unsere Kampfflotten sind unversehrt.



Zu den Kämpfen unserer türkischen Bundesgenossen an der Suezfront: Wasserholen für die Truppen in der Sinaiwüste (5 l für den Mann; bei dem fürchterlichen Durst bleibt zum Waschen nur sehr wenig übrig).

Nach einem Aquarell des nach den türkischen Kriegsschauplätzen entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.



Zu den Kämpfen unserer türkischen Bundesgenossen an der Suezfront: Abmarsch des Trains einer Mörserbatterie von der Feste Zion in Jerusalem nach Bir-Seba.

Nach einem Aquarell des nach den türkischen Kriegsschauplätzen entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer

Das einzige größere Seegefecht am Skagerrak endete mit einer verlustreichen Niederlage der Engländer. Bei sehr britenfreundlicher Beurteilung dieses Zusammenstoßes eines deutschen mit einem feindlichen Geschwader ließe sich bestenfalls sagen, daß er unentschieden blieb, keinem Teil sich der volle Sieg zugewandt hat. Sicherlich hat der Weltkrieg keine große Aktion zur See hervorgebracht, mit der sich unsere Feinde brüsten könnten. Allenfalls vermögen sie darauf noch hinzuweisen, daß ihre Blockierung der Mittelmächte und der Türkei noch immer wirksam ist. Aber die Wirkung unserer Absperrung vom Seeverkehr hat sich im Laufe der dreißig Kriegsmonate nicht verstärkt, die Alliierten haben auch in dieser Hinsicht nicht einen positiven Kriegserfolg zu verzeichnen. Vielmehr könnte Deutschland mit größerem Rechte sich darauf berufen, daß es wiederholt imstande war, den Blockadering zu durchbrechen. Hierzu kommen die ungezählten schweren Verluste, die die österreichisch-ungarischen und deutschen Unterseeboote durch Versenkung großer feindlicher Schlachtschiffe und sonstiger Fahrzeuge den Kriegs- und Handelsmarinen der Entente zugefügt haben.

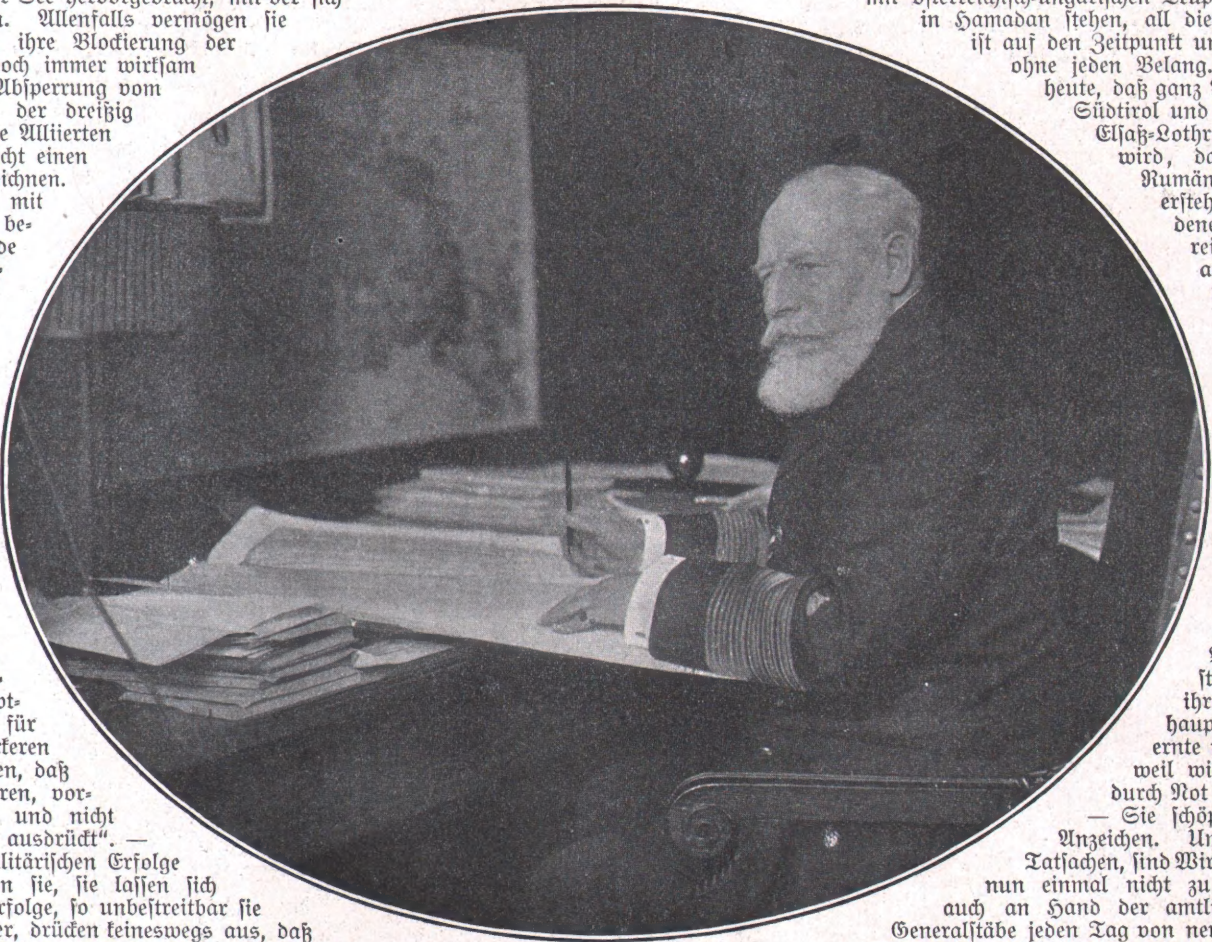
Die Ablehnung unseres Friedensanerbietens durch unsere Gegner würde demgemäß jeden Sinnes entbehren, wenn sie sich ausschließlich oder auch nur vorwiegend darauf stützen würde, daß die europäische Karte noch nicht auch die gesamte Kriegslage verbildliche. Vielmehr ist das Hauptargument, das die Alliierten für ihren Beweis, daß sie die Stärkeren seien, vorführen, darin zu erblicken, daß die Kriegskarte „nur den äußeren, vorübergehenden Schein der Lage und nicht die wirkliche Stärke der Gegner ausdrückt“. — Die Entente erkennt unsere militärischen Erfolge an, die Kriegskarten verzeichnen sie, sie lassen sich nicht verleugnen. Aber diese Erfolge, so unbestreitbar sie auch sind, erklären unsere Gegner, drücken keineswegs aus, daß wir deshalb auch wirklich die Stärkeren sind. Ungeachtet der Tatsache, daß es unseren Heeren gelang, weite feindliche Gebiete zu besetzen, die feindlichen Armeen an allen Fronten tief in ihr eigenes Land zurückzudrängen, ist die größere Kraft doch auf seiten des Vierverbandes und wird ihm auch bis zum Kriegsende und darüber hinaus erhalten bleiben.

Urteilen wir mit der Logik unserer Gegner: Sie sind die Stärkeren. Gleichwohl waren sie mit all ihrer größeren Machtgewalt nicht imstande, zu verhüten, daß der militärische Erfolg sich uns zuwandte und uns auch — mit wenigen Schwankungen — immerzu treu blieb. Wie löst sich dieser Widerspruch? Ganz einfach. Die Frage, wer aus dem Kriege als der Stärkere hervorgehen wird, hängt, nach Auffassung der feindlichen Machthaber, gar nicht von dem militärischen Verlauf des Krieges ab. Wir mögen siegen und in Feindesgebiet eindringen, soviel es uns nur immer noch gefällt. Auf die wirkliche Entscheidung ist alles, was sich auf den Schlachtfeldern ereignet, ohne jeglichen Einfluß. Der jeweilige Stand der kriegerischen Operationen schafft nur äußerliche Erscheinungen. Es ist durchaus verfehlt, aus ihnen einen Schluß zu ziehen. Die wirkliche Stärke der beiden Kampfparteien wurzelt nicht in einer rein zufälligen militärischen Überlegenheit. Sondern? — Sondern, und damit gelangen wir nun auf die richtige Spur, in der wirtschaftlichen und physischen Kraft, den Kriegszustand besser, demnach zugleich auch länger zu ertragen. Wer es länger aushält, wird den Sieg diktieren. Und nach ihrer Überzeugung wird die Entente dies sein. Sie hat es somit gar nicht nötig, ihr Heil in strategischen Erfolgen zu suchen. Sie hat nichts anderes zu tun, als unsere Insolvenzerklärung abzuwarten, worauf ihr das Recht zum Triumph über unsere unausbleibliche Niederlage als reife Frucht in den Schoß fällt. Wir, die wir jetzt allerdings siegen, aber uns zugrunde siegen, werden schließlich um Frieden, um einen gnädigen Frieden flehen, und die Entente wird ihn mit dem Maß von Großmut, das sie für gut halten wird, gewähren. Daß die Vierbundwehrmächte fast den ganzen Balkan erobert, Rumänien bis nahe an Beßarabien niedergeworfen, Polen zum selbständigen Königreich proklamiert haben, daß Italien sich in neun blutigen Isonzoschlachten vergeblich abmühte, bis nach Triest zu gelangen, daß die Franzosen von den ihnen entrissenen Gebieten in der vielmonatigen Sommeschlacht nicht einmal das Städtchen Péronne wiederzugewinnen vermochten, daß die Deutschen vor Riga und im Verein mit österreichisch-ungarischen Truppen in Pinsk und die Türken in Hamadan stehen, all dies hat gar nichts auf sich und ist auf den Zeitpunkt und die Art des Friedensschlusses ohne jeden Belang. Die Entente dekretiert schon heute, daß ganz Posen und Galizien den Russen, Südtirol und das Küstenland den Italienern, Elsaß-Lothringen den Franzosen angehören wird, daß Serbien, Montenegro und Rumänien nicht nur selbstredend wiedererstehen, sondern für ihre ausgestandenen Leiden auf Kosten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie auch reichlich entschädigt werden. Der Vierbund wird zur Abrüstung gezwungen, ungefähr nach dem Muster, das jetzt in Griechenland mit Erfolg praktiziert wird. Ebenso versteht es sich von selbst, daß Konstantinopel und das Landgebiet beiderseits der Dardanellen russisch werden. Und so weiter.

Will der Vierbund auf Grund dieser Bedingungen Frieden schließen, so kann er ihn schon heute haben. Wenn nicht, so kann die Entente ja noch warten.

Woraus leiten die Vierverbandstaaten jedoch die Berechtigung ihrer so sicher vorgetragenen Behauptung ab, daß wir unsere Siegesernte nicht werden einheimsen können, weil wir sie vor ihrer Reife werden, durch Not bezwungen, preisgeben müssen? — Sie schöpfen diese ihre Annahme aus Anzeichen. Unsere Erfolge sind feststehende Tatsachen, sind Wirklichkeiten, deren Vorhandensein nun einmal nicht zu leugnen ist. Sie lassen sich auch an Hand der amtlichen Berichte der feindlichen Generalstäbe jeden Tag von neuem nachweisen. Die Alliierten helfen sich über diese Tatsachen hinweg, indem sie sie als bedeutungslos hinstellen und ihnen die entscheidend größere Bedeutung der Anzeichen unseres baldigen Zusammenbruches entgegensetzen. Sind aber nicht ebendiese Anzeichen sehr, sehr vage? Worin bestehen sie? Darin, daß wir unsere Vorräte strecken, daß wir von aller Zufuhr abgeschnitten sind, daß wir Menschenverluste erleiden, und schließlich etwa auch darin, daß wir in der Frage des Friedens die Initiative ergriffen haben. Wie es auf den Schlachtfeldern aussieht, kann jeden Augenblick aus der Kriegskarte herausgelesen werden. Wie es aber um unsere innere Kraft bestellt ist, darüber fehlt unseren Gegnern wohl jeder auch nur einigermaßen verläßliche Anhaltspunkt. Ein direkter Einblick in unsere Verhältnisse mangelt ihnen, gleichwie auch wir ihn in bezug auf die feindlichen Verhältnisse nicht mit der gewünschten Deutlichkeit haben. Wir sowohl wie die Entente sind hinsichtlich der Einschätzung der beim Gegner noch vorhandenen Widerstandskraft in der Hauptsache darauf angewiesen, was uns im Frieden über die Machtquellen der auswärtigen Staaten bekannt war. Wie unvollkommen dieses Wissen jedoch war, zu welch gänzlich irrigen Vorstellungen es geführt, dies hatte sich schon in den ersten Wochen nach dem Kriegsbeginn gezeigt. Seither war infolge des Aufhörens jedes direkten Verkehrs, der Einschrumpfung des gesamten öffentlichen Nachrichtendienstes, der erhöhten Vorsicht, mit der jede kriegführende Staatengruppe sich gegenüber der anderen umhüllte, die Gelegenheit und Möglichkeit, die fehlende Orientierung über den Feind zu vervollständigen, noch mehr geschwunden.

Es blieb als einziges, wirklich brauchbares Auskunftsmittel nur die indirekte Orientierung offen, darin



Zur Wiederaufnahme des ungehemmten U-Boot-Krieges: Admiral v. Holtzendorff, Chef des Admiralstabs der Marine, in seinem Arbeitszimmer.



Generalleutnant Heinrich Schmidt v. Knobelsdorf,

Kommandeur einer Infanteriedivision, erfolgreicher Heerführer auf dem rumänischen Kriegsschauplatz.



Oberst Hesse,

Chef des Generalstabs einer Armee, wurde mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet.



Major Wetzell,

beim Stabe des Chefs des Generalstabs des Feldheeres, wurde mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet.



Zu den Kämpfen unserer türkischen Bundesgenossen an der Suezfront: Einschiffen einer Munitionskolonne der Suezexpedition.
Nach einer Zeichnung des nach den türkischen Kriegsschauplätzen entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.

bestehend, aus dem Gewissen auf das Ungewisse zu schließen. Zweifellos Gewisses brachte jedoch nur der Kriegsverlauf selbst zutage. Was wir über unsere Feinde, über ihren inneren Zustand mit einiger Verläßlichkeit wissen können, dies lehrt uns nur der Gang, den der Krieg selbst nimmt. In der gleichen Lage befinden sich indes naturgemäß auch unsere Gegner. Auch sie müssen sich sagen, daß, wenn sie Positives, Unanfechtbares über uns erfahren wollen, sie doch wieder zur beredten Kriegskarte greifen müssen. Erfolge im Felde lassen auf Kraft, Mißerfolge auf zeitliche, und wenn sie zu einer langen Kette werden, auf dauernde Ohnmacht schließen. Gegen diese einfache Logik kommt keine Rabulistik auf, die Entente mag auf diese noch so viele tönende Worte verschwenden.

Widerspricht das Verhalten, das unsere Feinde im Felde beobachten, nicht ihren staatsmännischen Erklärungen selbst? Wenn sie sich daran genügen lassen könnten, unseren willkürlich als gewiß angenommenen vorzeitigen Zusammenbruch lediglich abzuwarten, es nicht nötig hätten, sich in den Wettbewerb um operative Erfolge erst einzulassen, welchen Sinn hätte es denn dann gehabt, all die von den Alliierten unternommenen und für die Angreifer so verlustreich verlaufenen Offensiven gegen unsere verschiedenen Fronten ins Werk zu setzen? Wozu die Sommeoffensive, wozu die Schlachten Brussilows, wozu die Opferung der rumänischen Bevölkerung?

Was die Regierungen der Alliierten antrieb, die Friedenstür, die wir ihnen öffnen wollten, zuzuschlagen, entsprang schlechthin ihrer grauen Furcht vor einem Frieden. Sie sind gleich uns davon überzeugt, daß wir die Stärkeren sind, aber noch fühlen sie sich nicht gewaltsam bemüßigt, ihre Schwäche auch einzugestehen.

Unsere Feinde haben das Empfinden, daß es heute für sie bereits zu spät und zugleich noch zu früh zum Friedenschließen ist. Zu spät, um noch hoffen zu können, den Krieg siegreich zu beenden, zu früh, um aus der Erkenntnis der nicht mehr aufzuhaltenden Niederlage heute schon, noch ehe sie auch endgültig besiegelt ist, bloß gutwillig die Konsequenzen zu ziehen. Allzu stark wissen sie ihr Gewissen belastet, um noch den Glauben aufzubringen, daß unser Friedensangebot wahrhaft loyal gedacht war. Sie hegen Scheu vor dem Spruche der unbefangenen Gerechtigkeit, ziehen es vor, eher besiegt als verurteilt zu sein.

Darum ist es Sache unserer Soldaten, ihre Aufgabe zu Ende zu führen.



Auf Patrouille.



Maschinengewehr erwartet den Feind.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Vom Kampf gegen den Suezkanal.

Von Dr. Theo Malade.

Es sind ungeheure Schwierigkeiten, die sich jeder Operation gegen den Suezkanal entgegenstellen. Breitet sich doch zwischen Palästina und dem Kanal die über 250 km lange und breite, bis vor kurzem ziemlich wegelose und sehr wasserarme Kalkwüste Nord-Sinais aus. Gleich südlich Bir-Seba, der alten Streitstätte der Erzväter um die Brunnen, erlischt jedes Leben. Meilenweit nichts als grellbeleuchtete, weiße ebene Flächen, zuweilen durch wellige Hügel unterbrochen. In der Mitte des riesigen Gebietes die ehemalige Seenfläche: große Becken, die den Eindruck hervorrufen, man befinde sich auf der Ostsee, und ferner oder näher Kreideklippen, etwa wie die Ufer Rügens oder der dänischen Inseln. Weiterhin zwei wohl 20 bis 25 km lange Gebirgsstöcke, lang hingelagert, mit wunderlich gezeichneten, ausgewaschenen, von Regen und Sonne verwitterten Graben. Und dann 20 Meilen bis an den Konak heran, Sand, Sand, durch den man sich hindurcharbeitet wie durch tiefe Schneewehen, vom Wind kilometerweit in gleich aussehenden künstlichen Gebilden: Halbmondformen oder Hügeln oder gerillten Flächen, geformt. Und darüber eine mitleidslose Sonne, vor der es keine Flucht, keinen Schatten gibt. Was aber das Schlimmste ist: Tag für Tag, manchmal von 8 oder 9 Uhr vormittags bis zum Sonnenuntergang ein grauer Staubsturm, heiß sich in Augen und Nase und Mund einbohrend, alles verhüllend und sich zuweilen zu einzelnen Sandhosen aufballend.

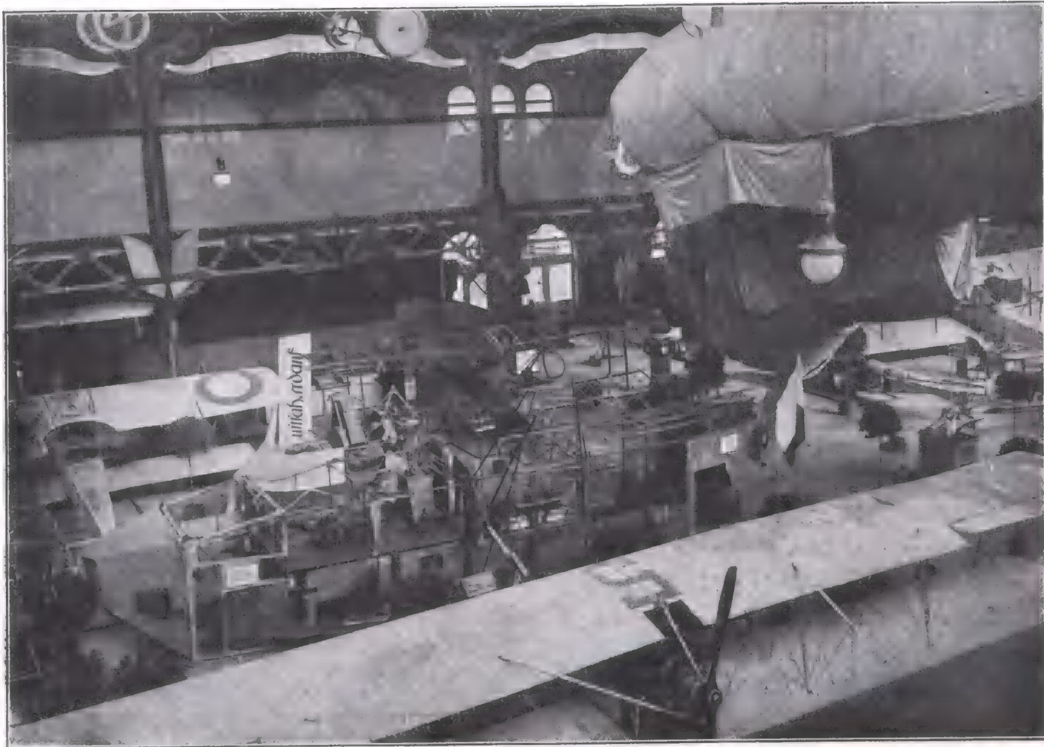
In dieser Wüste hat man im Laufe des Krieges zu den alten, bestehenden Brunnen in zäher Arbeit neue Brunnen gebohrt. Wer die Brunnen besitzt, besitzt die Wüste. So schwankt jetzt die Entfernung zwischen den wasserlosen Stellen zwischen 17 und 40 km. Es ist also möglich, mit nur für eine Tagestour mit Wasser beladenen Kamelen die Reise anzutreten. Außerdem sind Straßen, Chausseen nach Westen und Norden gebaut, die für Tragtiere und Wagen, zum großen Teile auch für Automobile gangbar sind. Daß außerdem Vollbahnen oder Feldbahnen die strategisch wichtigen Punkte verbinden, ist selbstverständlich. So wird die Wüste von Zehntausenden von Menschen, die türkischen Arbeitsbataillonen angehören, bevölkert.

Überall sieht man, den Hauptstraßen folgend, die türkischen weißen Spitzzelte der Soldatenlager. Dazwischen die schwarzen Flachzelte der Beduinenstämme, aus Ziegenhaar gewebt. Diese Beduinenstämme, Nomaden, sind nicht militärpflichtig. Sie arbeiten teilweise an den Bahn- und Wegebauten, treiben im allgemeinen aber Ziegen- und Schafzucht und sind durch den Verkauf von Milch und Ziegenkäse den Truppen sehr nützlich. Im allgemeinen aber sind sie heruntergekommene, feile Sippen, politisch unzuverlässig, jeder Bestechung zugänglich.

An den großen Brunnenstationen herrscht dauernd, Tag und Nacht, ein reges Leben. Das Wasser wird durch Motoren heraufgeholt und ergießt sich in Zisternen oder Tränkrohre, an denen reihenweise die Menschen mit Wasserbehältern oder die durstigen Tiere stehen. Leider ist das Wasser meistens, um so stärker, je mehr man sich dem Kanal nähert, laugen- und salzhaltig. Häufig hat man auch für Gelegenheit zum Duschen gesorgt — ein köstlicher Genuß und eine wunderbare Erfrischung, wenn man lechzend und ausgedörrt vom Marsche kommt.

Um die Brunnenstation gruppiert sich oft eine Anzahl von Häusern, in denen die Etappenkommandanturen, Krankenanstalten und Depots untergebracht sind. Denn die Sorge für Verpflegung der operierenden Truppen sowie für die Kranken, deren Zahl natürlich in diesem anstrengenden Klima sehr groß ist, bildet eine der schwierigsten Pflichten der Heeresleitung.

Es gehört für den Europäer ein gesundes Herz und ein fröhliches Herz dazu, das Leben in dieser Hölle auszuhalten. Aber es wird ausgehalten. Und es wird mit Humor ertragen. Dazu hilft in erster Linie das sehr schöne kameradschaftliche Verhältnis, wie es hier in der Wüste herrscht. Da erfolgt eine Einladung zum „Wüstendiner" nach „Klein-Wiesbaden", dem Zeltlager in der Talsenke in der Nähe des Brunnens, oder zum Kaffee in die Villa „Sonnenstrahl". Oder aus dem Staubsturm taucht plötzlich unerwarteter Besuch auf! Was sind das für herrliche Stunden, in denen sich Männer der verschiedensten Interessen einmütig finden. Brüderlich wird alles geteilt, materielle und geistige Gaben. Niemals im Frieden, vielleicht auch an keiner anderen Stelle des Kriegsschauplatzes wäre diese herzliche Freude gegenseitigen Zusammenhaltens möglich. Wenn dann die Sonne untergegangen ist und der Mond emporsteigt, wenn nicht mehr heißer Staub über die Ebene fegt, dafür aber eine erquickende Kühle Stirnen und die entblößten Körper umschmeichelt, wenn in atemraubender Stille sich die ganze Einsamkeit und Weite einer nie geehrten Natur enthüllt — dann, ja dann ist die Wüste unbeschreiblich schön. Dann sitzt man schweigend beieinander, genießend, und die Gedanken fliegen in die ferne Heimat. In diesen Augenblicken sind alle Strapazen des Tages vergessen, und nur ein Gefühl vielleicht drängt sich auf: der Stolz, daß man hier auf vorgeschobenem Posten stehen und seine Pflicht für das deutsche Vaterland tun darf.



Die Gondel des französischen Luftschiffs „L'Alsace“ (in der Mitte).



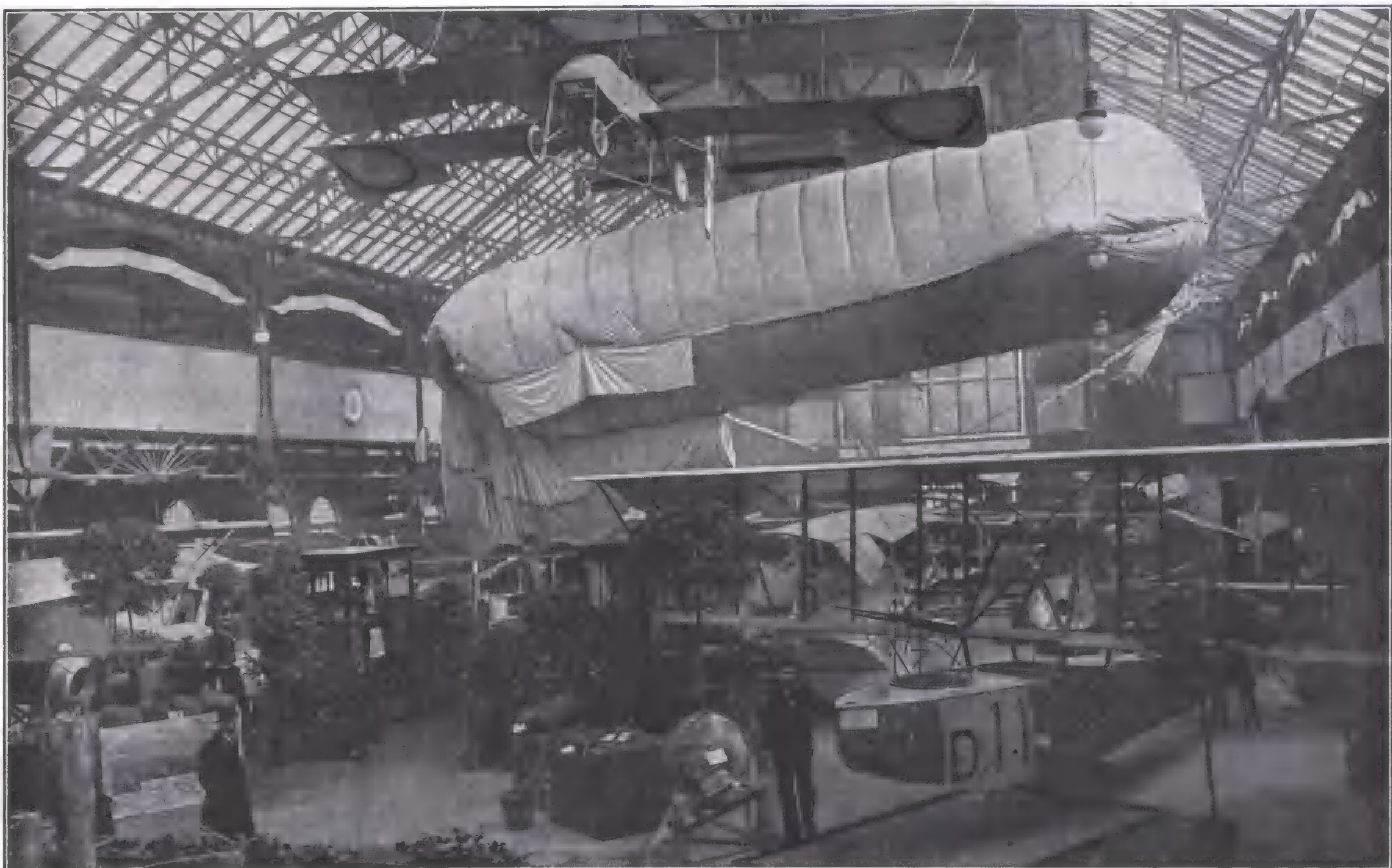
Vor deutschen Stellungen abgestürztes französisches Flugzeug.



Von Boelcke abgeschossener Doppeldecker.



Verschiedene feindliche Flugzeugtypen.



Blick in die Ausstellungshalle; in der Mitte oben ein bei Kowno erbeuteter russischer Fesselballon.

Aus der am 17. Februar in Berlin in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten eröffneten Deutschen Luftkriegsbeute=Ausstellung.

Annemarie. Eine erlebte Kriegsnovelle von Lothar Knud Fredrik :: :: ::

Als der Krieg ausbrach, stand der Kandidat der Philologie Johannes Heerwalt vor dem Staatsexamen und vor der Veröffentlichung seiner Verlobung mit dem einzigen und blutjungen Töchterchen Annemarie des Königlichen Musikdirektors Eberhard Röwer und seiner Ehefrau Heinrieke, geborenen Freiin Isenburg. Der Schwiegervater hatte von vornherein nichts gehabt wider diese Studentenbrautschaft; einmal war er zu sehr Künstler, als daß etwa Äußerlichkeiten auf ihn einen ungewöhnlichen Einfluß gehabt hätten, und dann Mensch genug, um der Tochter die Entscheidung über ihr Lebensglück in die eigenen schlanken, feinen Hände zu legen. Ein wenig anders stand Frau Heinrieke der Verlobung gegenüber. Nicht, daß sie übermäßig adelsstolz gewesen wäre; aber ihr mütterlicher Egoismus, jener verständlichste und entschuldbarste Egoismus, hatte sie in einem verborgenen Winkel ihres Herzens für die blonde und überaus umschwärmte Schönheit ihrer Annemarie auf einen andern Freier hoffen lassen, der dem Ritterwappen derer von Isenburg äußerlich neuen Glanz verliehen oder wenigstens die freiherrliche Krone als eine besonders wertvolle Mitgift empfunden hätte.

Aber nun war auf irgendeiner Gesellschaft das lachende blaue Auge der Tochter gerade auf die zwar kraftvolle und gewiß charakteristische, ernste dunkle Männlichkeit dieses jungen Kandidaten des höheren Lehramts gefallen und hatte den geheimen mütterlichen Zukunftsträumen den Todesstoß gegeben. Nur zu klar wurde ihr bald, daß Johannes Heerwalt weder die Aussicht besaß auf goldene Berge noch auch devote Hochachtung vor verklungener sporenklirrender Rittertümlichkeit; aber sie erkannte zugleich seine gerade, schlichte Charakterfestigkeit, in deren starken Händen ein weiches Mädchenherz wohl und sicher ruhte, erkannte, daß er ganz ein Sohn der neuen deutschen Zeit war und mit scharfem, unverschleiertem Blick die Lebensfäden der Gegenwart entwirrte. Daß er außer einer hochbetagten Mutter, die als Witwe eines Dorfschulmeisters irgendwo auf dem Lande lebte, weiter keinen Anhang besaß, schien ihr eine willkommene Erleichterung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So standen die Dinge, als Johannes Heerwalt an einem frühen Julinachmittag des Jahres 1914 seine Braut aus der elterlichen Wohnung, die in einer stillen Straße des neuen Berliner Westens lag, zu einem Ausflug nach dem Grunewald abholte.

„Aber nicht zu lange bleiben!“ mahnte Frau Heinrieke. „Zum Abendbrot seid ihr doch wieder zurück? . . . Wir erwarten Sie auch, Heerwalt —“

„Vielen Dank, Mama. Aber ich bedaure. Ich habe hernach noch zu arbeiten“, lautete die gelassene Entgegnung.

Sie gingen.

Der Grunewald stand still und schweigsam. Sonnengold lag auf dem grünen Boden. In breiten, weichen Schwaden schwamm der würzige Harzgeruch auf den Fittichen der Wärme, die ihn hervorgelockt hatte. Sie waren ganz einsam, kein Mensch weit und breit. Nur ein paar Rehe äugten neugierig zu den beiden hinüber, ästen dann ruhig weiter. Hin und wieder knackte ein dürres Holz unter ihren Schritten. Ein Häher schrie, das Meisenvolk zwitscherte und tänzelte durch das Geäst.

Sie wanderten Arm in Arm und schweigend; sie kosteten die wundervoll friedsame Ruhe und Einsamkeit aus. Es war ihnen, als wären sie ganz allein auf der großen Welt.

Als der Himmel blau durch das dunkle Grün der Bäume sah, brach Heerwalt das Schweigen:

„Bei Schildhorn wollen wir uns ein Boot nehmen. Ja?“

Sie nickte nur, ließ ihren Arm aus dem seinen und faßte seine Hand.

Sie gingen schneller zu.

Tausend Lichter spielten auf dem klaren Wasser. Nach jedem Riemenschlag fielen funkelnde Brillanten in den flimmernden Spiegel. Annemarie hatte den Hut abgenommen und neben sich auf die Ruderbank gelegt. In der Sonne leuchtete ihr blondes Haar wie gesponnenes Gold; sie saß, die Hände in dem Schoß gefaltet, und ein schöner Traum umflorte ihr Auge, das ihn so tiefblau dünkte wie der norddeutsche Sommerhimmel. Johannes hatte den Rock ausgezogen, die Ärmel hochgestreift und ruderte mit Lust; an seinen braunen Armen spielten gesund und kräftig die Muskeln. Er sah sie an, und ein weiches, liebes Lächeln lag um seinen festen, fast ein wenig harten Mund.

Plötzlich zog er die Riemen ein, daß die blitzenden Wassertropfen die Ruderblätter entlang rollten und in dem weichen Rhythmus des leise schaukelnden Bootes niedertroffen, beugte sich ein wenig vor, faßte ihre Hände und suchte von unten her ihren Blick.

Das Aufhören des taktmäßigen Ruderschlages und sein Blick verscheuchten ihren Traum: nun fühlte sie auch den Druck seiner sehnigen Finger und sah, daß sie trieben. Nicht weit vom Lande, in einer stillen kleinen Bucht. Drüben auf dem offenen Strom zog ein Ausflugsdampfer seine Bahn; Musikklänge irgendeines freudefrohen Walzerliedes glitten zu ihnen herüber.

Sie lächelte ihn selig an:

„Wie ist das schön hier . . .“

„Ich bin so froh —“ sagte er; aber seine Worte klangen nicht so, als ob er sich gleichfalls der Stimmung hingäbe. Mit jener natürlichen Selbstverständlichkeit vermeinte sie zuerst, daß er so froh wäre, weil sie bei ihm wäre; dann aber fiel ihr der eigenartig ernste und gespannte Ausdruck in seinen Zügen auf. Da fuhr er fort, während sein Blick sie losließ und ins Weite glitt, langsam, bedächtig und mehr, als spräche er für sich denn für sie:

„Die große Arbeit ist abgegeben —“

Sie drückte ihm warm die Hand:

„Wie mich das freut!“

„Und in vierzehn Tagen steige ich ins Examen. — Ich bin so froh —“ er ließ nun auch ihre Hände los und dehnte die Arme.

„Weil du es dann hinter dir hast . . .“

„Ja. Deshalb —“

Sie fühlte, daß er noch etwas hatte sagen wollen; jetzt suchte sie seinen Blick einzufangen; ganz leise fragte sie:

„Und?“

„Ich weiß, daß sie gut ist —“

Das klang ruhig und selbstsicher; damit sagte er ihr indes nichts, was sie nicht schon mit vollendeter Zuversicht gewußt hätte. Es entging ihr nicht, daß da noch etwas anderes im Hintergrunde seiner Worte schlummerte. Jedoch drängen wollte sie ihn nicht; geduldig wartete sie.

Da sah er sie mit einem Male wieder an, griff wieder nach ihren Händen:

„Annemarie“, sagte er weich; seine sonore Stimme vibrierte leicht. „Und ich muß dir noch etwas sagen . . .“ Eine kurze Pause; er nahm ihre beiden Hände in seine Linke, mit der Rechten streichelte er sanft ihr blondes Haar. „Wir bekommen Krieg!“

Sie zuckte zusammen. Seit Jahren standen Gewitterwolken am politischen Himmel; seit Monaten drohte die Entladung; seit dem Mordtage von Serajewo drohender denn je. Aber noch immer hoffte sie, das Kriegsunheil würde auch diesmal vorüberziehen, wie schon so oft. Indes, daß er es so unumwunden und sicher aussprach, das erschreckte sie.

„Woher weißt du —?“

„Es gibt Krieg!“ wiederholte er, noch bestimmter. „So etwas weiß man nicht, das fühlt man. — Anne . . . und ich muß mit hinaus!“

Das war eine Bitte; aber eine Bitte, gegen die es keinen Einwand gab.

„Aber du hast doch gar nicht gedient —“ versuchte sie es dennoch.

„Schadet nichts. Ich muß. Und ich weiß, daß sie noch alle geholt werden. — Anne, wenn es so weit ist, dann sollst du mir das Herz nicht schwer machen. Nicht weinen, Liebstes, nicht weinen! . . .“ Er zog ihren Kopf an seine Brust und küßte sie. „Und bitte doch deine Eltern, daß unsere Verlobung bald veröffentlicht wird. Am liebsten würde ich gleich —“

„Was?“ fragte sie, trotz aller Bekümmernis neugierig.

„Dich vorher heiraten“, platzte er heraus.

„Aber, Hans . . .“ Sie wurde rot.

„Jawohl, heiraten! Für den Krieg gibt es Ausnahmegesetze. — Aber ich bin ja schon so zufrieden, wenn du vor der Welt mein bist. Und weißt du, weshalb? . . . Meine Mutter ist schon so alt. Hab' ich dich erst ganz, dann weiß ich doch, für wen ich da draußen stehe!“

Sie schlang die Arme um seinen Hals. Er wollte sie auf seine Knie ziehen. Der Kahn schwankte; dann stieß er auf Grund. Sie waren an Land getrieben.

Er lachte:

„Nein, lieber kein solch unfreiwilliges Bad!"

Sprang ans Ufer, zog das Boot etwas hinauf. Sie war aufgestanden. Mit einem langen, innigen Blick umfing er ihre feingliedrige Schlankheit in dem einfachen, glatten weißen Kleide; dann zog er sie an beiden Händen aus dem Boot und neben sich auf dem Bootsrand nieder.

Die Sonne begann sich schon purpurn zu färben, als sie heimwärts fuhren.

„Und du vergißt nicht . . ." bat er.

„Ich spreche noch heute mit meinen Eltern darüber!"

Als sie vor der Tür ihres Elternhauses standen, fragte sie, ein wenig bettelnd:

„Und du kommst nicht mit hinauf?"

„Ich kann nicht. Ich muß fertig werden", blieb er trotzdem fest und küßte ihr, hier in der Stadt und vor den „trivialen Augen der Welt", wie er einmal gesagt hatte, nur warm und dankbar die schlanken feinen Finger.

Vier Wochen später war der Krieg ausgebrochen, waren die deutschen Heere schon nach Belgien und Frankreich hineingestoßen, hatte Johannes Heerwalt sein Staatsexamen bestanden und gleich hinterher den Kriegsdoktor, hatte seine Verlobung mit Annemarie Röwer veröffentlicht und wurde in Spandau als Kriegsfreiwilliger ausgedrillt.

„Was wir dem Kandidaten ohne Anstellung vielleicht hätten verweigern können, liebe Heinrieke," hatte Musikdirektor Röwer gesagt, „dem Feldgrauen dürfen wir es nicht!" Und damit hatte er das letzte heimliche Widerstreben der Gattin überwunden; Frau Heinrieke trug ihre mütterliche Eitelkeit still zu Grab.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Winter vor Ypern. Weißer Winter! „Weihnachten feiern wir wieder zu Hause!" hatten die Zuversichtlichsten gesagt; die Bedächtigeren hatten sich auf mindestens eine Weihnacht im Felde und fern von der Heimat gefaßt gemacht. Nun lag man hier in sumpfigen Schützengräben und winzigen Unterständen auf der Wacht gegen einen tapferen und hartnäckigen Feind; so viele und harte Schläge man ihm auch schon versetzt hatte, seine Widerstandskraft war doch noch längst nicht gebrochen; seine Unternehmungslust zwang zu rastloser Aufmerksamkeit.

Der Dezember hatte den ersten Schnee und den ersten Frost gebracht. Alles atmete auf. Der fortwährende Regen, der die Gräben in Schlamm- und Schmutzbecken verwandelte und alle Energie zu zerweichen begann, war nachgerade unerträglich geworden. Zwar herrschte nur ein gelinder Frost und war nur wenig Schnee gefallen, überall sah noch der braune Boden des Zwischenlandes vorwitzig unter seiner dünnen weißen Decke hervor, aber es war doch wenigstens etwas winterlich. Gerade so viel, wie zu einer echten, rechten deutschen Winterstimmung notwendig war.

Mit dem Weihnachtsabend war die feindliche Artillerie, die bislang den deutschen Männern das Leben recht sauer gemacht hatte, zur Ruhe gegangen, und wie auf Verabredung lösten auch die deutschen Geschütze keinen Schuß mehr. Auch die Infanterie behelligte sich gegenseitig kaum. Nur daß hin und wieder ein Wachtschuß fiel. Ritterliche Gegner lagen hier einander gegenüber. Auch der Feind dort drüben war ja ein Mensch und feierte das gleiche Fest, das schönste Familienfest. Hunderttausend treue Grüße trug der Wind, der ostwärts wehte, aus den deutschen Gräben zu den Lieben in der Heimat . . .

Und wieder sank die Nacht nieder. Dunkel und geheimnisvoll, tot scheinbar und doch, wie treue Wächterhunde, nur stumm und reglos lagen die deutschen Gräben. Aber in den Unterständen herrschte Leben, nicht sehr lautes, aber frohes, von einem stillen Glück versonntes Leben. Rings um den Tisch aber saßen sie zusammengepfercht, Mann bei Mann, mit einem seligen Leuchten auf den wetterharten, braunen Gesichtern, jeder vor sich die schlichten Geschenke, die die Weihnachtspost aus der Heimat oder aus dem Ruhequartier nach vorn gebracht hatte. Und Punsch duftete, der aus dem gelieferten Rotwein und Rum gebraut war. Lieder klangen, deutsche Soldatenlieder. Ihre schönsten Heimatslieder hatten die Engel herabgebracht für diese rauhen Kriegerkehlen, Lieder, die so voll von Frieden waren und Heimatssehnsucht und stillem Glück, daß sich bisweilen ein salziger Tropfen in einen ungepflegten Kriegsbart stahl. Und Musik ertönte, die Ziehharmonika und Mundinstrumente.

Und draußen standen die Posten stumm und regungslos und träumten zu den Sternen hinauf, die auch denen daheim leuchteten, alle ihre Sehnsüchte und Wünsche und lauschten in die Nacht . . .

Besonders lebhaft ging es in dem Unterstande einer Maschinengewehrbesatzung zu. Junge, frische Burschen mit starken Fäusten und unbeirrbarem Frohsinn, die ihre Herzen fest zwischen den sehnigen Händen hielten, daß sie ihnen nicht fortsprängen.

Und einer saß dabei, etwas abseits von den anderen, etwas im Hintergrund. Auch solch ein großer, starker junger Bursch, mit einem weichen Lächeln in den dunklen Augen und um den energievollen Mund, stimmte an einer Laute herum. Seit vier Wochen war nun schon der frischgebackene Doktor und zukünftige Oberlehrer, der Kriegsfreiwillige Johannes Heerwalt im Felde.

„Na, stimmt die Klampfkiste denn noch immer nicht?" murrte der Unteroffizier in das allgemeine Gespräch hinein. „Mal los, alter Freund und Doktor, wir wollen eins singen!"

Und sie sangen. Johannes Heerwalt begleitete gutmütig und unermüdlich, bis die Stimmen rauh wurden und die Kerzen zu verlöschen drohten.

„Nun sing du uns noch eins, Heerwalt", bat ein Kamerad. „Aber recht was Nettes!"

Da sang er ihnen mit seiner sonoren Stimme, die so metallen hell und harsch klang, daß man ganz ihre Ungeschultheit vergaß, Hermann Löns' Lied von der Englandfahrt und andere, und als das letzte Licht verschwelte, sein Lieblingslied:

„Im Feldquartier auf hartem Stein
Streck' ich die müden Füße
Und sende in die Welt hinein,
Der Liebsten meine Grüße.
Nicht ich allein hab's so gemacht,
Annemarie!
Von der Liebsten träumte bei der Nacht
Die ganze Kompagnie, die ganze Kompagnie . . ."

„Du, sag' mal, Heerwalt, so heißt wohl deine Braut?" fragte ein Vorwitziger; aber es war gut gemeint, trotz aller harmlosen Neckerei im Ton.

Da verlosch das Licht. Schritte näherten sich der Tür. Der Kopf des Postens erschien im Türspalt:

„Nächste Rotte aufziehen!"

Und verschwand wieder. Johannes Heerwalt legte die Laute aus der Hand, schlüpfte in den Mantel, griff nach Koppel und Karabiner und trat hinaus zur Wacht am Maschinengewehr in der stillen Nacht.

Tausend Sterne standen am mondlosen Himmel. Ostwärts flogen Silberwolken. Es war ganz still und ruhig. Kein Schuß fiel. Johannes Heerwalt lehnte neben der treuen Waffe, die so oft sein Leben und seine Heimat beschirmt hatte, und bewachte sie. Seine Sinne weilten in der Dunkelheit, die die Gräben des Feindes verbarg, seine Gedanken aber waren an einer unsichtbaren Leiter zu den Sternen hinaufgestiegen, zu einem lichten blonden Mädchenbild, das er dort droben entdeckt hatte, und liebkosten es.

„Annemarie —" flüsterte er leise, leise und sehr weich und sehr glücklich. —

Als das Frührot des jungen Wintermorgens mit goldenen Schleiern hinter ihm stand und ihm tausend heiße, heimliche Segenswünsche aus der Heimat überbrachte, löste die feindliche Artillerie den ersten Schuß; sie wollte, daß Krieg sei . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schnee, Schnee, nur Schnee, soweit das Auge reichte. Steif wehte der Wind aus Ost und warf immer neue Bataillone von scharfrandigen winzigen Eiskristallen auf und in den deutschen Graben. Die breitmäuligen hölzernen Schneeschaufeln arbeiteten rastlos, unermüdlich; von kräftigen Armen geworfen, sandten sie Riesenballen von Schnee hinaus auf das Vorland.

Es war noch früh am Tage, kaum, daß dort drüben über dem dunklen Walde, jenseits des schmalen Sees, wo sich die russischen Stellungen hinzogen, der rote Feuerball des jungen Tages emporgetaucht war.

„Ob uns die russische Artillerie heute verschont?" sagte der Vizefeldwebel und Zugführer Johannes Heerwalt zweifelnd zu seiner Gefechtsordonnanz, die in dem Unterstande herumhantierte.

„Ich glaub's nicht, Herr Feldwebel. Bei solchem Wetter hat er uns öfter gehörig eingeheizt. — Na, wir sind ihm nichts schuldig geblieben."

„Mag er kommen! . . . Na ja! . . . Den Divisionsbefehl von der erhöhten Alarmbereitschaft haben Sie noch gestern weitergegeben?"

„Jawohl, Herr Feldwebel."

„Schön. Ich gehe jetzt zu den Gewehren . . . In spätestens drei Stunden bin ich wohl wieder zurück. Dann haben Sie alles fertig? — Na, schön. — Nein, nicht den Mantel! Ich nehme nur die Pelzjacke. So — danke schön! — Und wenn während meiner Abwesenheit eine Meldung kommen sollte, so nehmen Sie sie auf. Die Abteilung ruft ja erst um zehn an. Bis dahin bin ich längst wieder hier. Auf Wiedersehen!"

Der Kriegsfreiwillige Johannes Heerwalt, der inzwischen zum Vizefeldwebel aufgerückt war und als Zugführer bei einer Maschinengewehrabteilung im vordersten Graben der deutschen Wacht gegen Osten lag, trat ins Freie. Ein Hagel von Schneekristallen peitschte sein Gesicht. Die Hände tief in den Taschen der warmen Überjacke verborgen, stapfte er entschlossen durch die Schneemassen, die sich ihm in den Weg stemmten.

Die schaufelnden Infanterieposten kannten ihn längst. Überall lautete die Meldung gleich und gleich beruhigend.

„Auf Posten nichts Neues!"

Auch die Gewehrführer der ihm unterstellten Maschinengewehre hatten keine Besonderheiten zu melden.

„Ich komme in der Dämmerung noch einmal wieder", sagte Johannes Heerwalt. „Auf Überraschungen müssen wir immer gefaßt sein. Von Einbruch der Dunkelheit an hat alles die Stiefel an. Solch Wetter liebt der Russe!"

(Schluß folgt.)



Unsere Marine im Weltkrieg: Ein deutsches U-Boot nimmt vor dem Auslaufen in das Sperrgebiet Torpedos über.



Nach einer Zeichnung des zur Marine zugelassenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

Die Tiroler Kaiserjäger. / Von Hans Schrott-Fiechtl,

Einjährig-Freiwilliger Unterjäger im I. Regiment der Tiroler Kaiserjäger.

Mit zwölf Abbildungen nach Zeichnungen des k. u. k. Hauptmanns Hugo Reichsritter v. Bouvard.



Regimentskommandant Oberst Heinrich Vonbank.



Regimentskommandant Oberst Max Lauer.

Die würgende Wut des blutigen Krieges fühlt kaum ein Land so schwer als gerade das kleine Tirol. Drüben in Galizien haben die Tiroler unendlich geblutet. Die dortigen Kämpfe sind das Grab für viele von uns geworden.

Als nun am 23. Mai 1915 auch noch Italien hintertückisch den Krieg ansagte, ist aus diesem ernstheiligen Augenblick heraus der wirkliche und wahre Volkskrieg im ganzen Land aufgesprüht, aufgeflammt; unmittelbar und urgewaltig ist ein neues Achtzehnhundertneun geworden, nur noch größer, schauerlicher, zorniger. Jetzt eilte der Letzte an die Front, alles, was noch halbwegs Waffen tragen konnte, ging gegen die — Welschen.

Tirol ist die Schneide zwischen zwei ganz verschiedenartigen Kulturen, zwei entgegengesetzten Lebensauffassungen, und es geht wirklich nicht darum, welcher der Vorzug gebührt, sondern ganz schlicht und einfach um die Erkenntnis, daß die menschliche Entwicklung immer aus Gegensätzen aufkeimt. Stärkere Gegensätze aber als deutsche und welsche Kultur gibt es wohl nicht mehr, und ein Ineinanderverschmelzen der beiden bleibt ausgeschlossen; und käm's dennoch, wär's ein Weltunglück.

Tirol hat die einfachste und beste Verbindung nach Italien, den Brenner, und so ist es in Wahrheit die Grenzfeste des Deutschtums die Jahrhunderte her gewesen. Freilich, es ist wundersam, daß der Herrgott diesen wichtigen Platz mit Bergen verriegelte, ihn Bauernfäusten anvertraute; aber alle Welt weiß, wie gut er damit getan. Der Tiroler ist wahrhaft kein kriegslustiges Volk, in den zweitausend Jahren, die uns die Welt nun als ein Volk durch die Geschichte gehen sieht, vermag uns keiner einen einzigen Angriffskrieg nachzuweisen. Und das Land hat viel gefochten, viel gekämpft, und die ungeheuren Blutopfer, die es gebracht, weisen eine ruhmvolle Vergangenheit auf. Auf der Schneide zwischen zwei verschiedenartigen Kulturen bleiben große und kleine Reibungen nie ganz aus. Es treten Sprachverschiebungen und ähnliches auf, und oberflächliche Beobachter finden da Mißverständnisse und Irrtümer hinterm nächsten Zaun. So gehört es auch zu einem der lapidarsten Irrtümer dieses Krieges, daß eine Zeitlang alle Welt glauben konnte, mit der freiwilligen Abtretung von Welschtirol Gutes anzubahnen.

Einmal singt unser heimischer Dichter Arthur v. Wallpach so richtig:

„Ob deutsch, ob welsch der Sprache Laut erklingt,
Es ist das Blut, das uns zusammenzwingt!"

In der Tat, die Welschtiroler haben mit den Italienern nichts gemein als die Sprache, sie, die für die Reichsitaliener immer halbspöttisch als „montani" gelten. Dem Blute nach sind sie Tiroler, und sieht man irgendwo ein echt italienisches Rassengesicht, so zeigt sich regelmäßig als Ursache die Blutmischung mit Reichsitalienern.

Man hätte also Tiroler verschenkt und damit nichts anderes erreicht, als daß die welsche Agitation um Meilen nordwärts neue, bessere Stützpunkte gefunden haben würde. Gerade dieser Krieg zeigt überdeutlich, wir dürfen keinen Zollbreit Bodens verschenken, oder — das ganze Deutschtum leidet darunter. — Wir Tiroler kennen unsern lieben Nachbar durch die Jahrhunderte hindurch genau, wir mißtrauen ihm seit je, sind in diesem vorsichtigen Mißtrauen immer gewitzter geworden. Die beiden letzten

Kaiserjäger-Divisionär Exzellenz Fabini am Beobachtungsstand am ersten Tag der Mai-Offensive 1916 gegen Italien.

Aus dem zerstörten Werke Campomolon.



Ein Kaiserjäger-Bataillonskommando in den Dolomiten.



Aus der gestürmten russischen Stellung bei Cote 402 südlich Tarnów (Mai-Offensive gegen Rußland 1915).

Jahre haben es endlich aller Welt vor Augen geführt, daß unser Mißtrauen berechtigt war, ist und ewig sein wird. Der Welsche ist unser alter Erbfeind, seit Jahrhunderten. Trotz allem hassen wir ihn aber nicht, das wär der Mühe nicht wert; wir mißtrauen ihm nur. Sein sacro egoismo trieb und treibt Blüten voll Mißfarbe. Dieser Krieg zeigt es der ganzen Menschheit.

Es ist daher kein Wunder, wenn es nun in Tirol zu einem wirklichen Volkskrieg gekommen ist. Italien hat den Krieg an unserer Front zwar als „la guerra nostra“ ausgerufen, uns aber damit nur Freude bereitet. Gut ... „Jetzt gilt's halt!“ haben unsere Leute gemeint.

Unsere ganze Jungmannschaft war fern der Heimat. Viele lagen schon unterm Rasen, und so mußten fürs erste die Standschützen an die Front. Halbe Kinder, weißhaarige Greise, alles griff zum Stutzen, und noch nie war im Lande solch heimlich lohende Freude, so frommzitternder Ernst, solch hohe hehre Begeisterung. Das kleine Bergland war nun natürlich entblößt, die tägliche Wirtschaft kostete tausend Opfer mehr, aber da hilft nichts, den Welschen gelüstet's nach Prügel ... Man muß die Gesichter der Leute gesehen haben! In jedem gloste und glänzte ein kleines Bergfeuer ...

Die Tiroler Standschützen gehen als Organisation bis über Kaiser Maximilian, den letzten Ritter, hinauf, der ihnen im Verein mit den Tiroler Ständen feste Gestalt durch sein Landlibill von 1511 gegeben hat. Schon 1546 war das erste ländliche Freischießen in Barwies am Mieminger Berg. Die Standschützen sind aber der Ausgangspunkt für die moderne Verteidigung, denn Maria Theresia hat 1745 aus ihnen das erste Tiroler Feld- und Landkorps gebildet. Im Russisch-Österreichischen Krieg 1788 wurde dieses Korps zu Tiroler Scharfschützen umgewandelt, und aus ihnen entstanden unter Philipp Freiherrn Fenner zu Fenneberg die sogenannten Fennerjäger, die Vorläufer der Kaiserjäger. Freiherr v. Fenner hat 1809 mit seinen Jägern ganz Südtirol von den Franzosen gesäubert und ist tief in Norditalien eingedrungen. Lange und überaus zähe haben sie gekämpft ... bis das kleine Korps nahezu aufgerieben war. Die Tapferkeit der Mannschaften war so offensichtlich, daß Kaiser Franz aus den Übriggebliebenen 1816 die Tiroler Kaiserjäger ins Leben rief. Im Stiftungsbrief des Regiments steht wörtlich: „Das Regiment soll auf ewige Zeiten den Namen Kaiserjäger führen, und der jeweilige Kaiser von Österreich wird sein Chef sein.“ — Im Jahre 1894 sind infolge der Bevölkerungszunahme vier Kaiserjäger-Regimenter gebildet worden, aber alle vier sind eins, dem Geist, dem Wesen nach. Nun leben die Tiroler Kaiserjäger gerade 100 Jahre. In dieser Zeit sind sie immer klarer und deutlicher zu einer Elitetruppe herangereift. Die österreichisch-ungarische Armee hat manche Regimenter voll unsterblichen Ruhms, Regimenter, deren Taten überragend groß sind. Und zu diesen glanzvollsten Truppen zählen auch die Tiroler Kaiserjäger.

Das junge Regiment ging damals bald nach Italien, wo es in Mailand 1848 von der Revolution überrascht wurde. Die Empörung durchheulte das welsche Land, und die Kaiserjäger mußten gegen eine Übermacht, gegen wahnwitzigen Pöbel kämpfen. Bei Goito, Pastrengo, Lodrone galt es, großer Übermacht standzuhalten. Und die Tiroler hielten stand. Am 29. Mai war endlich der Aufmarsch der österreichischen Armee vollendet. Es kam zum Treffen bei Curtatone, dann bei Goito. Am 10. Juni kämpften sie bei Vicenza, ein erbittertes Nachtgefecht bei Volta folgte, und als vom 23. bis zum 25. Juni die Schlacht bei Custoza tobte, hatten die Tiroler Kaiserjäger das ihrige zu diesem glänzenden Sieg beigetragen.

Im Jahre 1849 standen sie im Gefecht bei Mortara und kämpften die Schlacht bei Novara. In diesem zweijährigen Feldzug erwarben sich die Kaiserjäger 279 Auszeichnungen, darunter sieben Maria-Theresien-Orden, drei Leopolds- und fünfzehn eiserne Kronenorden.

Am 29. April 1859 erklärte Italien wieder den Krieg gegen Österreich. Wieder mußten die Tiroler Kaiserjäger in erster Stelle stehen. Die Gefechte bei Montebello, Sesia und Palestro fochten sie durch, die unglückliche Schlacht bei Magenta am 4. Juni kämpften sie mit, und dann kam es am 24. Juni zur großen Schlacht bei Solferino, wo man den ganzen Tag über Sieger blieb und auf höheren Befehl endlich doch das Feld räumen mußte. 196 Auszeichnungen



Ein Kaiserjäger.

erhielt das Regiment in diesem Feldzug, darunter fünf Leopoldsorden und vier eiserne Kronenorden.

Das Jahr 1866 sah die Tiroler Kaiserjäger wieder in Italien. Am 24. Juni siegten sie bei Custoza und kämpften in einer langen Reihe von Gefechten. Dafür erhielt das Regiment neuerdings 248 Auszeichnungen. Im Jahre 1878 hat es am bosnischen Feldzug teilgenommen und in zahlreichen Gefechten Bedeutendes geleistet. Dieser Feldzug hat keine große Schlachten gezeitigt, aber in tausend kleinen Gefechten gegen Hintertücke und Grausamkeiten bewährten sich die Tiroler außerordentlich. Immer deutlicher haben sich die Kaiserjäger als eine hervorragende Truppe gekennzeichnet, und daher hat man immer mehr erhöhtes Gewicht auf ihre Durchbildung gelegt. Ganz besonders wurde der Schießausbildung alle Aufmerksamkeit zugewendet. Da das Regiment seiner Natur nach eine wirkliche Gebirgstruppe sein soll, hat man mit überragender Sorgfalt alles darangesetzt, es als solches zu einer erstklassigen Truppe auszugestalten. In den Jahren des Friedens wurde bei den Kaiserjägern fleißig gearbeitet, das weiß jeder im Land.

War doch der kleinste Hüterbub stolz auf seine Kaiserjäger.

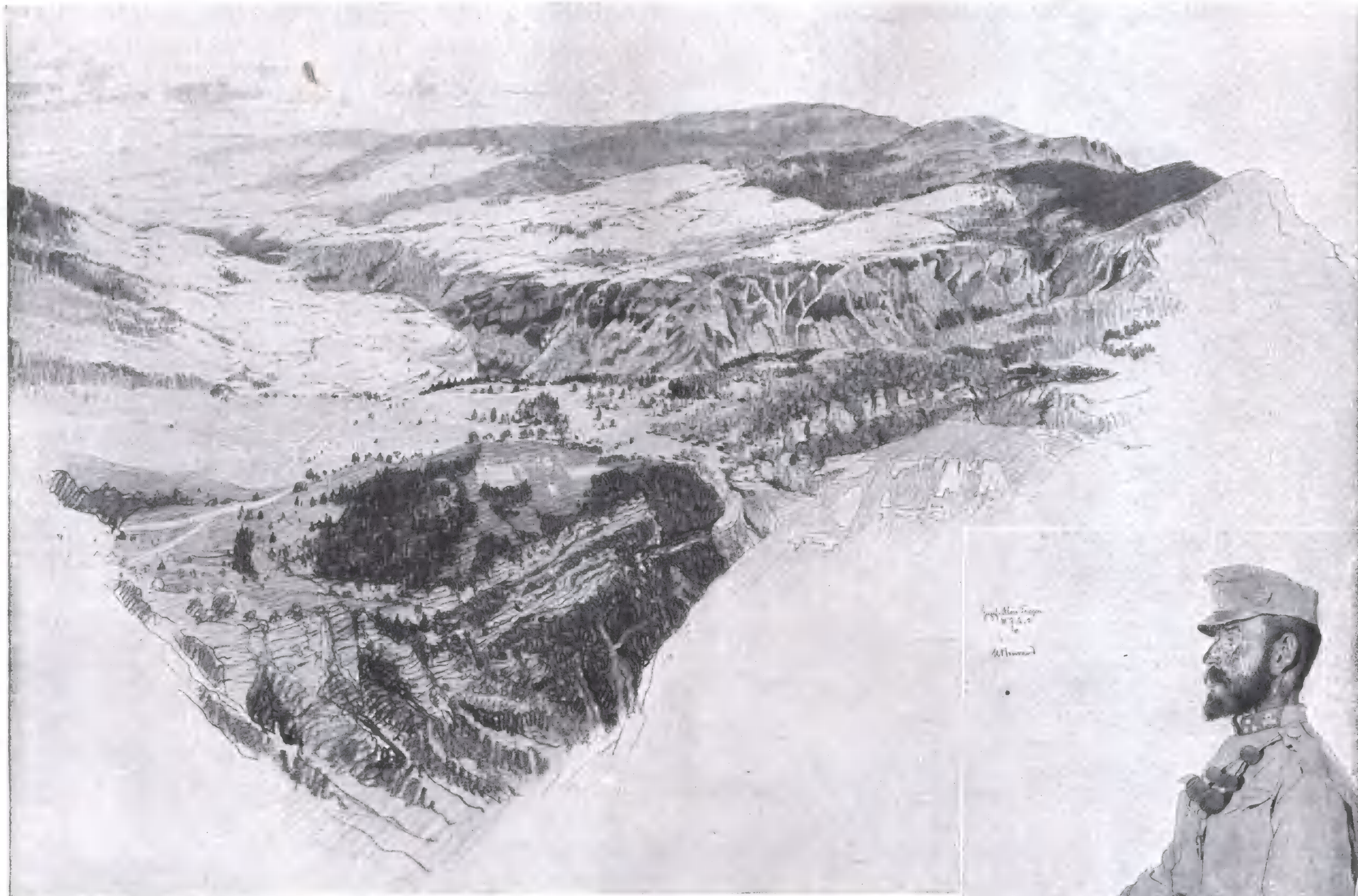
Und nun kam der Weltkrieg, der Europa zur Sündflut wurde. —

Jubelnd zogen die Kaiserjäger nach Galizien, wo unser junges, fröhliches Blut so bitter schwer den blutigen Zoll an das Geschick bezahlen sollte. Sie trugen an den Kappen das Edelweiß, und die Russen nannten sie „Blumenteufel“. Alle vier Regimenter Kaiserjäger gehörten zum Innsbrucker Korps. —

Bei Uhnow damals war das erste Gefecht, und russische Offiziere, die gefangen in unsere Hände fielen, sagten aus, daß nicht einmal die Japaner so gekämpft hätten wie diese Blumenteufel. Das zweite Kaiserjägerregiment kam am 28. August 1914 bei Budynin zum erstenmal ins Feuer. Mit einer ganz unbeschreiblichen Begeisterung gingen die Tiroler gegen den Feind; die Offiziere hatten ihre liebe Not, die Leute zu halten, und starke Verluste waren die Folge. Die Kaiserjäger wurden von Tag zu Tag schwächer, die Russen durch neue, unerschöpfliche



Zurückgehende Leichtverwundete (Mai-Offensive gegen Rußland 1915).



Asiago. Blick auf das Val d'Assa. d'Assaschlucht.



Zugführer einer Maschinengewehr-Abteilung.

Reserven von Tag zu Tag stärker. Schließlich wurde die feindliche Übermacht derart drückend, daß man ihr ausweichen mußte. Es sei nur an die Schlachten von Krasnik, Zamosc-Konarow usw. erinnert. Dann kam der Rückzug auf Lemberg. Das heldenmütige Gefecht bei Przemyslany war vorbei, und da der südliche Teil der Armee gefährdet war, mußte das Ganze weiter zurück. Was unsere Kaiserjäger bei dem Rückzug empfunden haben, wer wollte das beschreiben! Die Leute gingen unwillig zurück, und im Rückzug feuerten sie unablässig auf den Gegner. Die Schlacht bei Grodek folgte, und der Hauptzweck des bisherigen Ringens war endlich erfüllt. Der erste russische Aufmarsch war zerschlagen! Aber dann kamen die ungeheuren Reserven des Gegners. Im November 1914 war Przemysl eingeschlossen. Die blutigen Karpathenschlachten folgten, die Schlacht bei Limanowa war am 12. Dezember, aber am 17. Dezember konnte endlich mit Bestimmtheit gemeldet werden, daß die russische Hauptmacht gebrochen war. Die Tiroler haben in diesen Kämpfen, wo nicht selten fünf- und sechsmal gestürmt wurde, Dinge vollbracht, die über das Menschliche



Monte Cimone. Seluggio. Monte Summano. Vicenza. Monte Priafora. Plateau von Novegno. Werk Cogolo.

Blick auf die Höhen südlich Arsiero.



Tragtiere mit Gebirgslafette.

macht nichts, weil's jetzt jeder nun deutlich spürt, daß es um die eigene Heimat geht.

Mein Gott, der Österreicher steht zu seinem Land, zu seinem Kaiser anders als andere Länder. Das Land ist ein Stück seines Herzens und der Kaiser ein Stück seines Gemüts. Jedermann bei uns hat ein rein persönliches Verhältnis zum Kaiser. Und wir Tiroler gar! Wir empfinden unsern Kaiser wahrlich als ein Stück unserer Seele, als das Allerbeste von uns selbst. Jeder, selbst der ärmste Bauernbub, hat seinen Teil am Kaiser, und darum will auch jeder eine dem Kaiser zeigen, was er ihm in Zeiten der Not gilt.

Blut und Leiden, Not und unsägliche Sorge, was bedeutet das alles gegen das eine, gegen den Gipfel unseres Österreichertums, gegen unsern Kaiser . . .

Und die Kaiserjäger gar! Da liegt in jedem einen bis auf den letzten Blutstropfen das verlebendigte klare, harsche Empfinden, unser Kaiser ist das allerbeste Teil von uns selbst, und mit dem Besten, was man hat, treibt der Mensch keinen Handel, das verteidigt er bis zum letzten, allerletzten Atemzug. Jubelnd zahlt man mit rotem Blut, zahlt man mit seiner ganzen Seele, sonst wäre man wohl kein Tiroler. . .

In dieser Tradition sind wir groß geworden, und darin sind wir glücklich, denn von allen Dingen das größte, das allergrößte, ist die — Treue.

Unsere Kaiserjäger haben stets unter diesem Gedanken gekämpft, geblutet und gerauft. Alle ihre ursprüngliche, ungeschlachte Kraft, die ihnen der Schöpfer gegeben, haben sie bedingungslos dafür eingesetzt.

Und immer, wenn dann wieder die milde Zeit des sonnigen Friedens ins Land gekommen, griffen die Kaiserjäger von neuem zum Pflug und haben den Steilacker hinan langsam ihre Furchen gezogen. Geruhig und voll Besinnlichkeit. Höchstens, daß der eine oder andere im schönen Erinnern auflacht: „Gelt, Kaiser, Lieber, das haben wir fein gemacht. Hellauf, tirolerisch und juchhe!" — —

fast hinausgehen. In der Tat, die Leistungen der österreichisch-ungarischen Armee in Galizien sind für den gerechten Beurteiler unfraglich auf alle Zeiten unsäglich groß. Sie hat allein den gewaltigen, übermächtigen Ansturm des russischen Kolosses, der oft in zehn- und zwanzigfacher Übermacht auftrat, tatsächlich aufgehalten. Sie hat das schöne, reiche Schlesien vor dem Schicksal Ostpreußens bewahrt, und wenn irgendwo im Weltkrieg, so hat sich hier die treue Waffenbrüderschaft gleich lauterem Gold bewährt.

Österreich-Ungarn ist in diesen Kämpfen aber wahrlich über sich selbst hinausgewachsen, und das Tiroler Korps mit seinen vier Regimentern der Tiroler Kaiserjäger und den drei Tiroler Landesschützen-Regimentern hat daran seinen guten Teil gehabt.

Die Tiroler haben sich geschlagen mit der ganzen selbstverständlichen Tapferkeit, die geradlinigen, urwüchsigen Menschen in den tiefsten Tiefen ihrer Seele aufkeimt. Da sind Heldentaten geschehen, von denen kein Buch, keine Geschichte je melden wird, und die doch im Empfinden des ganzen Volkes fortleben werden als Stab und Stil für alle Zukunft.

Hellauter Jubel scholl über die galizischen Felder, als es endlich hieß: Heim! Gegen die Welschen . . .

In der Heimat kämpft und stirbt sich's doppelt so leicht wie droben in Polen.

Und daheim kamen sie an den Isonzo und an die Tiroler Front. Sie nahmen's als Belohnung. Was sie aber da im Schatten der heimatlichen Berge geleistet haben, da lachen heute schon unsere Schulbuben voll Freuden. Und wenn's auch im Gebirge tausendmal schwerer ist,



Deutsche Schneeschuhtruppen bringen ein Maschinengewehr in Feuerlinie.



Tragtiere, mit Schlitten beladen.

Bei unseren Gebirgstruppen.

Die Ölgewinnung in der Kriegszeit.

Von Professor Dr. Franz Muth in Oppenheim a. Rh.

Unter den Nöten, die uns der furchtbare Weltkrieg gebracht hat, ist der große Mangel an Ölen und Fetten eine der drückendsten. Deutschland hatte vor dem Krieg einen jährlichen Einfuhrüberschuß an Ölsaaten und Ölfrüchten von 1600000 t, die ungefähr 570000 t Öl lieferten. Im Inland wurden nur zwischen 20000 bis 30000 t Öl erzeugt; die Ein- und Ausfuhrbilanz fertiger pflanzlicher Öle schloß mit einem Ausfuhrüberschuß von 35000 t ab. Unser jährlicher Ölverbrauch vor dem Krieg betrug also etwa 560000 t. Die Einfuhr von Ölsaaten und von pflanzlichen Ölen ist ebenso wie die tierischer Fette und Öle alsbald nach Kriegsbeginn beinahe vollständig unterbunden. Wir sind somit im wesentlichen jetzt auf unsere engere Produktion angewiesen. Diese nach Möglichkeit zu fördern, ist eine der Hauptaufgaben des Kriegsausschusses für pflanzliche und tierische Fette und Öle. Es hat eben dabei nicht an brauchbaren und unbrauchbaren Vorschlägen von berufener und von unberufener Seite gefehlt. Im wesentlichen ist der Weg zur Deckung unserer dringendsten Bedürfnisse an pflanzlichen Ölen klar vorgezeichnet: der vermehrte Anbau von Ölpflanzen und die Heranziehung von ölhaltigen Samen und Früchten, die uns die Natur liefert, und die in Friedenszeiten nicht oder nur in geringem Maße zur Ölgewinnung verwendet wurden. Beim Anbau der Ölpflanzen sind in erster Linie Raps, Mohn und Lein, sodann Hanf und Sonnenblumen berücksichtigt worden. Die Vermittlung des erforderlichen Saatgutes hat der genannte Kriegsausschuß übernommen. Die Kultur der Ölpflanzen war in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg bei uns sehr zurückgegangen. Durch die Konkurrenz des Auslandes war sie nicht mehr gewinnbringend. Die tunlichste Förderung des Anbaues der genannten Ölpflanzen ist für die Kriegszeit die ergiebigste und deshalb wichtigste Ölquelle. Die Rückstände der Ölgewinnung, die Preßkuchen, sind ein sehr wertvolles, unter den heutigen Verhältnissen besonders schätzenswertes Kraftfuttermittel. Der Anbau der Ölpflanzen findet aber seine natürliche Grenze in der uns zur Verfügung stehenden Anbaufläche. Nur ein beschränkter Teil ist dazu verfügbar; wir brauchen den weitaus größten Teil zum



Von den Kämpfen in Wolhynien: Ein abgeschlagener Vorstoß der Russen am Oberlauf des Stochod. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Theo Matejko.


Almosensammelnder Pope. (Metzkow phot.)


Bettler. (Metzkow phot.)

Anbau von Getreide, Kartoffeln, Zucker- und Runkelrüben, von Klee und von anderen unentbehrlichen Nahrungs- und Futterpflanzen. Die Heranziehung nicht angebauter ölhaltiger Sämereien zur Hebung unserer Ölproduktion hat deshalb eine große Bedeutung. Bekanntlich enthält jeder Samen fettes Öl. Bei den meisten ist dieser Gehalt indes so gering, daß eine technische Gewinnung nicht in Frage kommt. Bei manchen ölreichen Samen sind die zur Verfügung stehenden Mengen für eine praktische Verarbeitung zu klein. Für die Ölgewinnung kommen die Samen einiger Holzgewächse in erster Linie in Betracht, auch ölhaltige Unkrautsamen sollen dazu herangezogen werden. Auf letztere hatte man große Hoffnungen gesetzt. Die Samen der verschiedenen Wegericharten, des Moppertopfes, der Disteln, des Klatschmohnes, des Hederichs, des Ackersenfes und anderer Unkräuter sind als besonders aussichtsreich genannt worden. Die Sache ist aber nicht so einfach, wie sie auf den ersten Blick aussieht. Das Sammeln der meisten Unkrautsamen ist schwierig und zeitraubend oder überhaupt nicht durchführbar. Die Getreide- und Kleefelder würden vor dem Schnitt viel zu sehr darunter leiden. Bei den Unkräutern der Getreidefelder kann es sich nur darum handeln, ihre Samen oder Früchte beim Dreschen zu gewinnen, um sie der Ölgewinnung zuzuführen. Bisher wurden sie zur Kleie gemahlen und der Viehernährung nutzbar gemacht. Wesentlich günstiger liegen die Verhältnisse für die Ölgewinnung aus den Samen unserer Holzgewächse. Diese sind in früherer Zeit vielfach dazu verwendet worden. Aus Traubenkernen, Wall- und Haselnüssen, aus Steinobstkernen, besonders aus Kirschkernen, aus Bucheckern und stellenweise aus den getrockneten Früchten des im Gebirge vielfach häufigen roten Holunders hat man das Öl für den Hausgebrauch in der nahen Ölmühle schlagen lassen. Durch die ausländischen Öle ist auch dieser Zweig unserer einheimischen Ölerzeugung beinahe ganz verschwunden. Im Krieg hat man sich seiner wieder erinnert und versucht, ihn neu zu beleben. Traubenkerne, Wall- und Haselnüsse sind beschlagnahmt, das Sammeln von Obstkernen, von Bucheckern und Roßkastanien ist durch Plakate und Zeitungsartikel, durch Belehrung und Aufmunterung unserer Jugend gefördert worden. Der Ölgehalt der in erster Linie hier in Frage kommenden Sämereien ist folgender: die Rebenkerne enthalten durchschnittlich 8 bis 10%, die Steinobstkerne 18 bis 47%. Wallnüsse 50 bis 60%, Haselnüsse 40 bis 50%, Bucheckern 20 bis 25%. Die Roßkastanien haben durchschnittlich nur 2 bis 3% fettes Öl, sie liefern aber nach der Entbitterung ein sehr wertvolles Futtermittel. Das bei der Entbitterung gewonnene Saponin dient als Seifenersatz. Unter Umständen kommen noch für die Ölgewinnung die Samen des Steinobstes mit durchschnittlich 14 bis 24%, die Samen des Beerenobstes mit 10,5 bis 15%, die Früchte der verschiedenen Linden mit durchschnittlich 6 bis 17% (die Samen haben durchschnittlich 22 bis 28% Öl), die Früchte der Ulmen mit 9 bis 14%, die getrockneten Früchte des roten Holunders mit 23 bis 24% Öl in Betracht. Auch die Samen unserer Nadelhölzer enthalten viel fettes Öl, das für technische Zwecke sehr wertvoll ist. So haben die stellenweise in beträchtlicher Menge zur Ölgewinnung herangezogenen Samen der gemeinen Kiefer 32%, die Samen der Zirbelkiefer 35% Öl.

Bei der Verarbeitung der Samen der Holzgewächse zur Ölerzeugung hat es in der Praxis nicht an Enttäuschungen und an Schwierigkeiten gefehlt. Besonders die Lindenfrüchte werden hier oft genannt. Die Berechnungen, die man auf Grund von Literaturangaben gemacht hat, haben sich nicht bestätigt. Bei Materialien, die bisher nicht oder nur selten zur Ölgewinnung gedient haben, sind jederzeit ausführbare Ölanalysen vor der Aufforderung zum Sammeln sehr zu empfehlen. Die Lindenfrüchte sind häufig taub. Auch die großen Schwankungen im Ölgehalt des Steinobstes sind zum großen Teil auf die ungleichmäßige Ausbildung der Kerne zurückzuführen. Bei den Früchten verschiedener Lindenarten betrug nach den Feststellungen des Verfassers der Anteil der Fruchtschalen 33 bis 77%.

Auch bei Anwendung des stärksten Druckes halten die zerkleinerten Fruchtschalen einen wesentlichen Teil des Öles beim Pressen zurück. Die Ausbeute ist also sehr gering. In solchen Fällen ist das heute hoch entwickelte und anpassungsfähige Extraktionsverfahren anzuwenden.

Die meisten Samenöle der genannten Holzgewächse sind feine Speiseöle, an denen wir heute so großen Mangel haben. Wenn die gewonnenen und gewinnbaren Mengen auch nicht sehr groß sind, so sind sie doch unter den heutigen Verhältnissen in keiner Weise gering anzuschlagen.


Landesübliche Droschke. (Metzkow phot.)

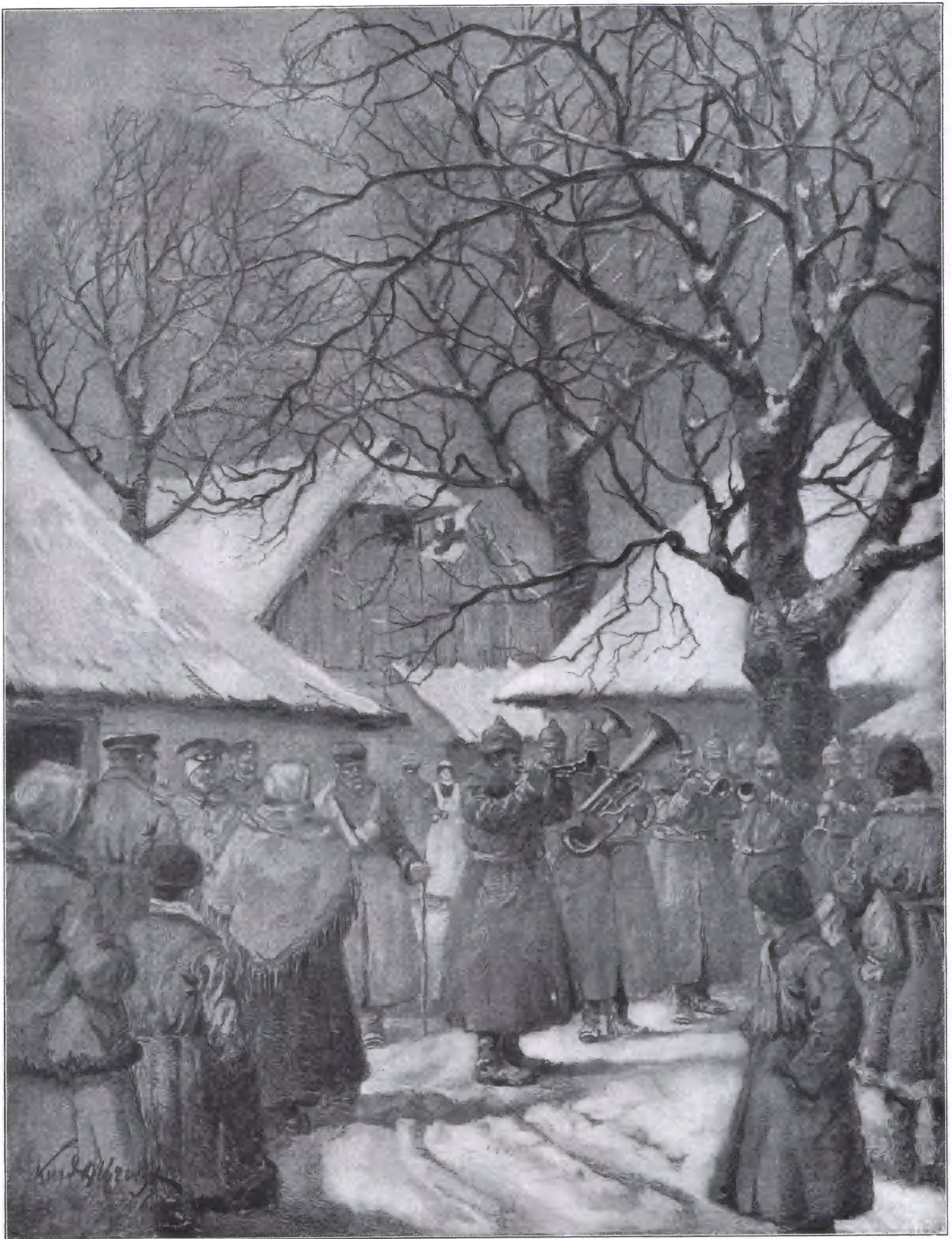

Hof im Judenviertel. (Metzkow phot.)


Straße im Judenviertel. (Metzkow phot.)



Siesta vor dem Eingang eines Kinos. (H. Eckner phot.)

Augenblicksbilder aus Wilna.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Kaisersgeburtstag in einem Etappenlazarett in Polen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem zum östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Kurd Albrecht.



Das Ahnenbild. Nach einem Gemälde von Professor Fritz Beckert.

Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung".

Meinungsaustausch führender Geister.

Östliche Orientierung. Die Erkenntnis, daß England der Todfeind Deutschlands ist, daß dieser Krieg, von England gewollt, das Ziel verfolgt, Deutschland niederzuwerfen und die Herrschaft Englands über die Welt aufzurichten, ist durch die Ablehnung des deutschen Friedensangebotes zur vollen Klarheit erstarkt. Der deutsch-englische Gegensatz, verbunden mit dem unvergänglichen Haß Frankreichs gegen uns, führt zu der Notwendigkeit, nach dem Kriege unsere Politik nach dem Osten zu orientieren. Angesichts der Tatsache, daß uns von Japan erst die wenig glückliche Politik des Friedens von Schimonoseki trennt, eine Politik, die uns den Verlust von Kiautschou eintrug, daß der Gegensatz zwischen Japan und dem Angelsachsentum im Zunehmen begriffen und zu einer Neuorientierung der japanischen Politik führen muß, wird bei geschickter deutscher Politik eine Annäherung zwischen Deutschland und Japan sich ermöglichen lassen. Andererseits wird Rußland durch diesen Krieg darüber belehrt werden, daß seine nach dem Westen gerichtete Politik einschließlich des Ziels der Eroberung Konstantinopels und der Meerengen eine Utopie ist, die sich selbst in diesem Kriege der Übermacht gegen Deutschland nicht verwirklichen ließ. Wendet sich die russische Politik stärker der asiatischen Machtsphäre zu, so steht alsbald der russisch-englische Gegensatz wieder auf und damit die Möglichkeit, ja Notwendigkeit einer Neuorientierung der russischen Politik. Gelingt es uns, den Krieg, woran wir nicht zweifeln, siegreich zu beenden, dann wird allein eine deutsch-russische Annäherung die Welt dauernd von der englischen Welttyrannei befreien und die Freiheit der Meere bringen. In Rußland nimmt das Unbehagen über die von England angemaßte Kontrolle der russischen Verwaltung, des russischen Handels und der Produktion, über die wirtschaftliche Herrschaft Englands über Rußland, die in immer größerem Umfange Land, Bodenschätze, Fabriken in englischen Besitz bringt und Rußland zur englischen Kolonie erniedrigt, ständig zu. Es tritt eine starke Ernüchterung ein, die in ihren Endergebnissen zu einer Annäherung zwischen Rußland und Deutschland führen kann. Es ist charakteristisch, wie diese Gedankengänge in sozialdemokratischen Köpfen Raum gewinnen. In einer Betrachtung des sozialdemokratischen Abgeordneten Quessel ist gesagt: „Das Schicksal macht Deutschland und England zu Konkurrenten und Feinden, es ist unser Schicksal, England auf allen entscheidenden Punkten entgegentreten zu müssen, wenn wir nicht unsere eigene Zukunft preisgeben wollen, England ist unser erbarmungslosester Feind. Ein Ausgleich der Gegensätze, der uns einen dauernden Frieden verbürgt und unsere Zukunft sichert, kann leichter im Osten als im Westen gefunden werden. Der Weg zum dauernden Frieden führt nicht der sinkenden, sondern der aufgehenden Sonne zu." Dieser Krieg wird und muß England gegenüber weitere Verschärfung erfahren, da wir dem Lande gegenüber, das Kopf und Herz unserer Feinde ist, unsere Machtmittel restlos anwenden müssen. Dies ist nationale Pflicht gegenüber dem Staate, dessen führender Politiker, Lloyd George, die verkörperte Energie und der Träger des Vernichtungswillens uns gegenüber ist. Eine Friedensmöglichkeit ergibt sich England gegenüber nur dann, wenn wir dasselbe mit unseren maritimen Mitteln so zu treffen vermögen, daß England um Frieden bitten muß. Anders liegen die Dinge in Rußland, dort ist die Gärung hochgradig, und es sind Kräfte am Werke, die eine Beendigung des Krieges erstreben. Es muß Aufgabe der deutschen Politik sein, für eine Verständigung mit den Ostmächten zu arbeiten.

Justizrat, Major d. R. **Bassermann**, M. d. R.

Philosophie des Krieges. Die Philosophie der Gegenwart hat bekanntlich auch den Krieg zum Problem erhoben. Es ist bezeichnend, daß schon verhältnismäßig früh systematisch begründetes Nachdenken das gewaltige Erlebnis des Krieges zu begreifen und seine Problematik aufzurollen versuchte. Und es schien, als ob die philosophische Besinnung dabei bald von der einfachen Deutung des Krieges, seines Sinns, der Wertung seines Charakters zu einer vollständigen, zusammenhängenden Philosophie des Krieges fortschreiten würde. Heute erkennen wir, daß der Versuch, den Krieg philosophisch zu begreifen, im wesentlichen gescheitert ist. Das liegt gewiß nicht daran, daß der Krieg als Erlebnis noch heute alle Sinne in Anspruch nimmt, so daß es beinahe widersinnig erscheinen könnte, über den Krieg zu philosophieren, solange er tobt. Denn es ist uns allen bekannt, daß es schon jetzt eine ergebnisreiche Psychologie des Krieges gibt, die sogar streng wissenschaftlichen Charakter aufweist. Von hier aus mußte es doch leicht sein, zu einer tiefer begründeten Philosophie des Krieges fortzuschreiten. Auch kann man nicht behaupten, daß das lebendige Ereignis des Tages das reflektierende Nachdenken überrage und sogar zu ersticken drohe. Denn wenn irgend etwas, so ist gerade dieser werteumstürzende Krieg geeignet, reflektierende Kräfte in der menschlichen Vernunft zu entbinden und die philosophische Besinnung lebendiger zu gestalten. Es liegt kaum in dem eigentümlichen Charakter des Krieges, es liegt ebensowenig in der wissenschaftlichen Forschung unserer Tage begründet, daß wir noch keine Philosophie des Krieges besitzen. Ich sehe einen Hauptgrund in dem Zustand der gegenwärtigen Philosophie selber. Die Philosophie ist sich selbst zum Problem geworden, sie ist als Ganzes gleichsam in Gefahr, in den Weltbrand verwickelt zu werden. Sie kämpft gegenüber den Wissenschaften, insbesondere auch gegenüber ihrer jüngsten Tochter, der Psychologie, um ihre Existenz. Das wird niemand verkennen, der die Diskussionen über ihr Wesen, ihre Aufgaben, ihre Grenzen in den letzten Jahrzehnten aufmerksamer verfolgt hat. Bei welchem Philosophen ist heute die Philosophie nicht irgendwie von den Wissenschaften her orientiert? Welcher Philosoph hat ernstlich versucht, der Philosophie gegenüber den Wissenschaften ihren eigentümlichen Charakter, über die Zusammenfassung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung hinaus, zu wahren? Und wer unter denen, die es wirklich versucht haben, hat der Philosophie etwa wie der Religion oder der Kunst ein ihr eigentümliches Wesen zuzuerkennen gewagt, ohne gleichwohl die Wissenschaft als die Grundlage der Philosophie zu verleugnen? Ist z. B. das Problem der Verifikation der philosophischen Behauptungen tatkräftig in Angriff genommen? Wer die unendlich vielen „transzendenten" Lehrmeinungen, die sich widersprechen, ja aufheben, ehe sie zu Ende gedacht sind, einmal als Unbeteiligter überblickt, muß dem sich nicht immer wieder die Frage aufdrängen nach dem materiellen Rechtsgrunde dieser Behauptungen, nach dem „Sachverhalt", über den sie etwas mit so gewaltiger Sicherheit aussagen? Außerdem sehen wir auch in formaler Hinsicht immer wieder die Grunderfordernisse philosophischer Arbeitsleistung nicht erfüllt: Anschluß an das Aufgegebene des Lebens, Anknüpfung an das Gegebene der historischen Tradition in der Bearbeitung der Probleme und bewußte Mitarbeit in einer philosophischen Arbeitsgemeinschaft. Statt dessen will man auch die Probleme des Krieges, und sie vor allem, aus den „Tiefen eigenen Nachdenkens" nicht bloß lösen, sondern sogar aufwerfen und formulieren. Was wir bedürfen, ist also zunächst einmal dieses: Wir müssen uns klar werden, was wir durch eine „Philosophie" des Krieges erreichen wollen, was uns „Philosophieren" überhaupt bedeutet. Ein bloßes Reflektieren, Nachdenken aphoristischer Art kann unmöglich ans Ziel führen. Überdies ist sehr zu erwägen, ob wir überhaupt dem Problem des Krieges auf die alte intellektualistische Art beikommen können, ob wir nicht andere, breitere Wege wandeln müssen, wenn wir die Tiefen dieses gewaltigen Erlebnisses uns erschließen wollen. Ich bin überzeugt, daß gerade der Krieg den besten Gegenbeweis gegen die rationale Art des philosophischen Forschens eben dadurch liefern wird, daß er auf rationalem Wege niemals begriffen werden kann. Sodann müssen wir das Problem historisch fundieren und in die ganze Breite des Erlebens einstellen. Wir dürfen nicht einen aus Begriffen und logischen Erwägungen gesponnenen Schleier über die wirklichen Dinge oder gar an ihrer Stelle ausbreiten, wir müssen aus den Tiefen des Lebens selber schöpfen; wir dürfen den Krieg nicht durch „Begriffe begreifen" wollen, wir müssen eine tiefe Art, ihn zu erschließen, in uns selber eröffnen, dadurch, daß wir uns in ihn versenken und in unserem Erlebnis das Selbst unseres Ichs ergreifen. Endlich, scheint mir, sollten wir das Philosophieren nicht in isolierter Abgeschlossenheit, sondern in bewußter Arbeitsgemeinschaft als Glied einer uns alle umschließenden Geisteswirksamkeit ausüben. Dann wird auch eine „Philosophie" des Krieges möglich sein, deren Aufgaben zu umschreiben das erste erreichbare Ziel sein würde: Ist der Krieg als Ganzes ein Teil des kosmischen Geschehens, oder ist er lediglich ein Stück Weltgeschichte, geht er völlig auf in dem, was im weitesten Sinn Kultur genannt wird, wie weit hat er naturhaften Charakter; welches ist der Sinn des Krieges, welches sein Wertinhalt; wieweit ist er Reaktion, wieweit Schöpfung seelischen Lebens, gibt es eine Kosmodicee des Krieges? usw. Man wird leicht Hunderte solcher Fragen aufwerfen können, die der Krieg selber stellt, und die beweisen, daß die Geschichtsphilosophie allein diese Probleme nicht zu lösen vermag, daß auch die übrigen Disziplinen und Kulturgebiete nur Beiträge zur Lösung liefern, daß mithin alle diese Fragen letzthin vor das Forum einer besonderen „Philosophie des Krieges" gehören, die zu schaffen der Zukunft überlassen bleibt.

Dr. **Bruno Jordan.**

Der Staatsgedanke im Weltkriege. Der Staatsgedanke ist das lebendige Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das alle Volksteile, Stämme und Völker eines Staates erfüllt. In diesem Bewußtsein steckt zugleich das Zusammengehörigkeits**gefühl**. Gefühl ist Zustandsbewußtsein. Diejenige Erkenntnis ist für das menschliche Handeln am wirksamsten, die von den stärksten Gefühlstönen begleitet ist. Darum ist der Staatsgedanke die stärkste geistige Stütze, das eigentliche geistige Einheitsband eines Staates. Der Ausbruch des Weltkrieges offenbarte in der Donaumonarchie den Sieg des Staatsgedankens über den Nationalismus. So erfreulich diese Erscheinung für uns war, so unangenehm wurden unsere Feinde davon überrascht. Irregeführt durch Schreier und Hetzer, hatten sie mit Sicherheit die Auflösung des Donaureiches erwartet. Was die Völker Österreich-Ungarns unauflöslich aneinanderband, war der Staatsgedanke auf dem Grunde der Interessengemeinsamkeit. Ein deutlicher Fingerzeig für Staatsmänner und Politiker; denn das Ende dieses Weltkrieges wird Staatengebilde notwendig machen, die Völker verschiedener Nationalität und Rasse einschließen. Da wird es eine unausweichliche Notwendigkeit sein, den Staatsgedanken zu pflegen und dennoch der Nationalität ihr natürliches Recht zu gewähren. Aus den Mittelmächten sind durch die Aushungerungspolitik unserer Feinde teilweise geschlossene Handelsstaaten geworden. Die gesamte Kriegswirtschaft ist bei uns von kommunistischem Geiste durchweht. Die Hingabe an den Staatsgedanken läßt uns Bevormundung und Mangel widerspruchslos ertragen. Als letzter Ausläufer des Staatsgedankens ist das Hilfsdienstgesetz anzusehen. Es bedeutet eine sehr empfindliche Beschränkung des individuellen Selbstbestimmungsrechts. Aber diese Beschränkung ist geboten von der Not der Zeit. Es handelt sich um die Zusammenfassung und Gleichrichtung aller Kräfte des um sein geschichtliches Dasein ringenden Volkes. Solange in uns das Bewußtsein lebt, daß es sich bei allen derartigen Maßnahmen um Kriegsnotgesetze handelt, schweigt nicht nur unsere Kritik, sondern wir würden kritisches Vorgehen als Unrecht gegen das Vaterland empfinden. Anders stellt sich die Sache, wenn solche Gesetze angepriesen werden für die Zukunft, wenn man so tut, als sei durch sie die Entwicklung der Kulturmenschheit einen bemerkenswerten Schritt vorwärtsgerückt. Wer ohne Voreingenommenheit das Leben des Volkes in diesen Kriegsjahren betrachtet, der muß für sein Leben lang von allen kommunistischen Träumereien geheilt sein. **Eine** Erscheinung ist besonders lehrreich und beweisend: der mangelhafte und immer von neuem versagende Ausgleich zwischen wirtschaftlichen Überschuß- und Bedarfsgebieten. Unsere Entbehrungen an Nahrungsmitteln würden weit geringer sein, wenn stets rechtzeitig der Überschuß an die Stätten des Bedarfs geleitet würde. Daß das nicht geschieht, nicht geschehen kann, ist in der allzu großen Ausschaltung des privaten Handels begründet. Der Händler, dessen Interesse wach ist, weiß aufs schnellste die Überschuß- und Bedarfsgebiete herauszufinden und den Ausgleich herbeizuführen. Noch ist das materielle Erträgnis ein sehr starker, wenn nicht der stärkste Beweger der Menschenkraft. Ein umfassendes Kriegswuchergesetz mit scharfen Bestimmungen über Verkaufszwang für Produzenten und Händler hätte uns besser gestellt als alle Zentralisation. Was geschah, entsprang aus bester Absicht. Aber aus den Folgen müssen wir lernen. Als wichtigste Einsicht, die allen Urteilsfähigen unverlierbar sein muß, drängt sich uns die Erfahrung auf, **daß die Freiheit des Individuums nur gewährleistet ist durch Privateigentum und Privatwirtschaft.** Der Staatsgedanke, vor dessen Unverletzlichkeit und Hoheit wir uns in dieser schicksalsschweren Zeit verneigen, darf ebensowenig die Persönlichkeit wie die einzelne Nationalität so einschnüren, daß ihre wertvollsten Kräfte brachliegen. Unverkennbar regt sich heute in unserm Volke wieder der Individualismus, den man bei Kriegsbeginn schon totsagte. Nicht nur ruft man allenthalben nach Persönlichkeiten von stärkster Wirkungsfähigkeit, sondern in jeder selbstbewußten Persönlichkeit lebt das brennende Verlangen nach freier Betätigung auf. Deshalb muß nach Friedensschluß mit dem Abbau aller Kriegsnotmaßnahmen so schnell begonnen werden, als es unser Wirtschaftsleben nur irgend verträgt. Auch Staatsmonopole müssen soviel als möglich vermieden werden. Schon Wilhelm v. Humboldt hat in gärender Zeit kühn den Versuch unternommen, „die Grenzen der Wirksamkeit eines Staates zu bestimmen". Uns erwächst künftig die gleiche Aufgabe unter wesentlich verwickelteren Verhältnissen.

Professor Dr. **Otto Gramzow.**

Der Kunsthandel während des Krieges. In den ersten Monaten des gewaltigen Ringens seufzte alles wegen der Teilnahmlosigkeit im Kunsthandel, aber schon im November 1914 erwachte Interesse für deutsche Malerei. Der eine kaufte, um talentvolle Kunstjünger zu fördern, der andere, weil er sich sagte, „jetzt bekommt man es etwas billiger", der dritte, um einen Teil seines Kriegsgewinns zweckmäßig anzulegen, der vierte endlich aus wirklicher Freude und innigem Sinn für Kunst und Künstler. Der Markt steigerte sich 1915 und erreichte 1916 eine Höhe, wie sie seit Jahrzehnten in den Ausstellungen und Kunsthandlungen Münchens nicht erklommen wurde. Die Maler und deren Vermittler hätten mit Mephisto sagen können: „Krieg oder Frieden, klug ist das Bemühen aus jedem Umstand seinen Vorteil ziehen . . . ." So sprach aber keiner. Der ernsten Zeit angemessen vertiefte sich jeder daheimgebliebene ältere Maler (unser Jungmünchen steht durchweg im Felde), und das frühere sorglose, um nicht zu sagen, flüchtige Schaffen, die Skizze und Studie verschwand, das ausgeführte, möglichst weit getriebene Kunstwerk kam aus den Künstlerwerkstätten. Es vollzog sich eine Läuterung des Geschmacks zum Guten. Ob nach dem Kriege nicht wieder Flüchtigkeit in die Erscheinung tritt, — wer kann das heute sagen. Augenblicklich werden für gute geschmackvolle Bildwerke angemessene Preise bezahlt. Daß die Käufer sich **nur** aus „Kriegsgewinnern" rekrutieren, diese oft geäußerte Ansicht trifft, wie schon aus der obigen Klassifizierung der Käufer hervorgeht, nicht zu. Der Wohlhabende bekam trotz des Krieges aus Wertpapieren und nun gar aus Industrieaktien erhöhte Dividenden, welche er für Kunstankäufe verwendete. Sehr leicht erklärlich: der Reiche kann heute seine Zinsen nicht verausgaben für Renn- und Wagenpferde, für Automobile, Fahrten an die Riviera oder gar Rundreisen um die Welt; Tafelfreuden, Einladungen, üppige Mahlzeiten, große Gesellschaftsabende, das alles verbietet die bedingte knappe Lebensführung. Was nun mit den Zinsen tun?! So brachte der Krieg, den wir ganz besonders militärisch, aber auch wirtschaftlich erstaunlich durchhalten, für die Kunst rege Beachtung und zum Wohle deutscher Künstler die erfreulichen greifbaren Erfolge.

Hofrat **Franz Josef Brakl.**



Wintertag an der Elster. Nach einem Gemälde von Hermann Paschold.


Die Bewohner der kleinen Walachei hatten uns so lieb gewonnen, daſs sie bei unserm Auszug meist mit ausgezogen sind.


Auch die Bewohner der Dobrudscha folgten uns freudig nach.

Zur russischen Kriegsberichterstattung.

Von jeher ist neben dem Kriege die Lüge einhergegangen, und wenn auch bei vielen sonstigen Gelegenheiten mit der Wahrheit nicht gerade sanft umgegangen wird — wir erinnern nur an das von Bismarck in einer Reichstagsrede zitierte Wort: „Es wird nie mehr gelogen als vor einer Wahl, während eines Krieges und nach einer Jagd“ — so ist doch speziell im Kriege die Lüge von besonders robuster Gestalt. Wir brauchen hierbei nur auf die ungeheueren Unwahrheiten zu verweisen, die unsere Gegner in diesem Kriege sowohl in ihren eigenen als auch in den neutralen Ländern schon verbreitet haben, teils, um ihren Soldaten Mut einzuflößen, oder sie vor einer Gefangennahme durch uns und unsere Verbündeten zu ängstigen, teils, um bei ihren Volksgenossen und vor allem auch bei den Neutralen unzähmbaren Haß gegen uns zu säen und ihn dort, wo er bereits vorhanden ist, ins Ungemessene zu steigern.

Aber wenn der mit Hilfe jeglicher modernen Verkehrsmittel in aller Welt systematisch verbreitete Lügenschwall der Engländer, Franzosen und Italiener ob seiner erstaunlichen Strupellosigkeit und Frivolität auf uns schier atemversetzend einwirkt, so sind doch die Engländer, Franzosen und Italiener nur die gelehrigen Schüler ihres anderen Bundesgenossen, der Russen. Was diese an Lügenhaftigkeit in ihrer Berichterstattung leisten, übersteigt fast jeglichen Begriff. Im Erfinden, Verschweigen und Verdrehen und in der Aufmachung solcher Lügenberichte sind und bleiben die Russen unerreichbare Meister. Das, was unsere Tagespresse von den russischen Heeresberichten wiedergibt, ist nur ein schwacher Abklatsch dessen, was die Russen ihren Bundesgenossen und den Neutralen über die jeweilige Kriegslage melden. Da wird unter Anführung von Personen- und Ortsnamen und unter bis ins einzelne gehender Schilderung angeblicher Ereignisse eine faustdicke Lüge vorgetragen, die, weil sie eben mit allerlei Einzelheiten ausgeschmückt ist, den Eindruck der Wahrheit hervorruft, nichtsdestoweniger aber doch nur mit Einschluß der Personen- und oft auch Ortsnamen freie Erfindung ist. Da werden ferner geradezu phantastische Zahlen über die gemachten Gefangenen von der russischen Heeresleitung veröffentlicht. Ein aus russischer Internierung zurückgekehrter deutscher Beamter erzählt uns, daß er diese in den russischen Heeresberichten angeführten Zahlen gewissenhaft zusammengezählt habe. Danach hätten die Russen im Laufe des Krieges bis zum Herbst 1916 nicht weniger als 18 Millionen Gefangene gemacht. Ein Kommentar dazu ist gewiß überflüssig. Jahrhundertelange Übung hat die Russen zu dieser Meisterlügenschaft“ gebracht. Wer kennt nicht die „Potemkinschen Dörfer“, mit denen der einst mächtige Günstling seine hohe Gönnerin Katharina II. beschwindelte und täuschte? Aber schon früher, in den Feldzügen, die Peter der Große gegen Karl XII und gegen die Osmanen führte, wurde die russische Welt mit den unglaublichsten Lügenberichten gefüttert, nur daß sie damals nicht durch den Telegraph und die Druckerschwärze, sondern durch ausgeschickte Boten verbreitet wurden. In dem Feldzuge gegen Napoleon I. behauptete der in der Schlacht an der Moskwa völlig geschlagene russische Generalissimus Kutusow mit unerhörter Dreistigkeit in seinen Berichten an den Zaren sogar Sieger zu sein: er habe den Feind bis zur gänzlichen Auflösung geschlagen, den König von Neapel gefangen, die Marschälle Ney und Davoust seien geblieben usw. Der Zar war über diese Siegesnachricht so erfreut, daß er in Petersburg und überall im Reiche zur Feier des Sieges Artilleriesalven abfeuern, Illuminationen und Tedeums abhalten ließ, Kutusow zum Feldmarschall ernannte, ihm den St.-Georgs-Orden erster Klasse nebst einer Belohnung von 100000 Rubel verlieh und jedem Soldaten seines Heeres fünf Rubel schenkte.


Unser tapferer General Laufwasdukannstki hinderte durch seine eben so rasch als energisch ausgeführten Bewegungen den Feind, sich uns auf Schuſsweite zu nähern.

Auch als der Krimkrieg durch die Kämpfe zwischen Russen und Türken in der Dobrudscha und in der Walachei 1853 seinen Anfang nahm, suchten die russischen Heerführer die Welt durch erlogene Siegesnachrichten, denen in Wahrheit das Gegenteil zugrunde lag, irrezuführen. Damals kam bezüglich dieser Berichte das bezeichnende Wort „Tatarennachricht“ auf.

Aus dieser Zeit liegt uns ein kleines Skizzenbuch vor, das die angeblichen Siege der Russen in ganz köstlicher Weise persifliert. Es betitelt sich: „Vom Kriegsschauplatze! Telegraphische Depeschen der neuen russischen Zeitung. An Ort und Stelle aufgenommen von A. Beck, Schlachtenmaler.“ Beck, der seinerzeit auch der „Illustrirten Zeitung“ häufig seinen gewandten Stift lieh, hat in dem Hefte seinem Humor die Zügel schießen lassen. Schon das Titelbild wirkt erheiternd. Es zeigt einen türkischen Reiter, der einige Russenköpfe am Sattel hängen hat und zwei gefesselte Russen an Ketten über die Dobrudscha-Ebene nach Varna führt. Unterschrieben ist das Bild mit: „Siegreicher Zug der Division Rommeldibofsky durch die Dobrudscha nach Varna.“ Wie die in Beckschen Bildern persiflierten russischen „Siege“, so sehen aber auch noch jetzt die meisten der Siege aus, die der geschäftige russische Telegraph der staunenden, aber immer weniger gläubigen Welt vorsetzt. A. Kutschbach.


Die Türken wagten nicht, unsern Uebergang über die Donau, der durch die vortrefflichsten Vorkehrungen gesichert war, zu beunruhigen.

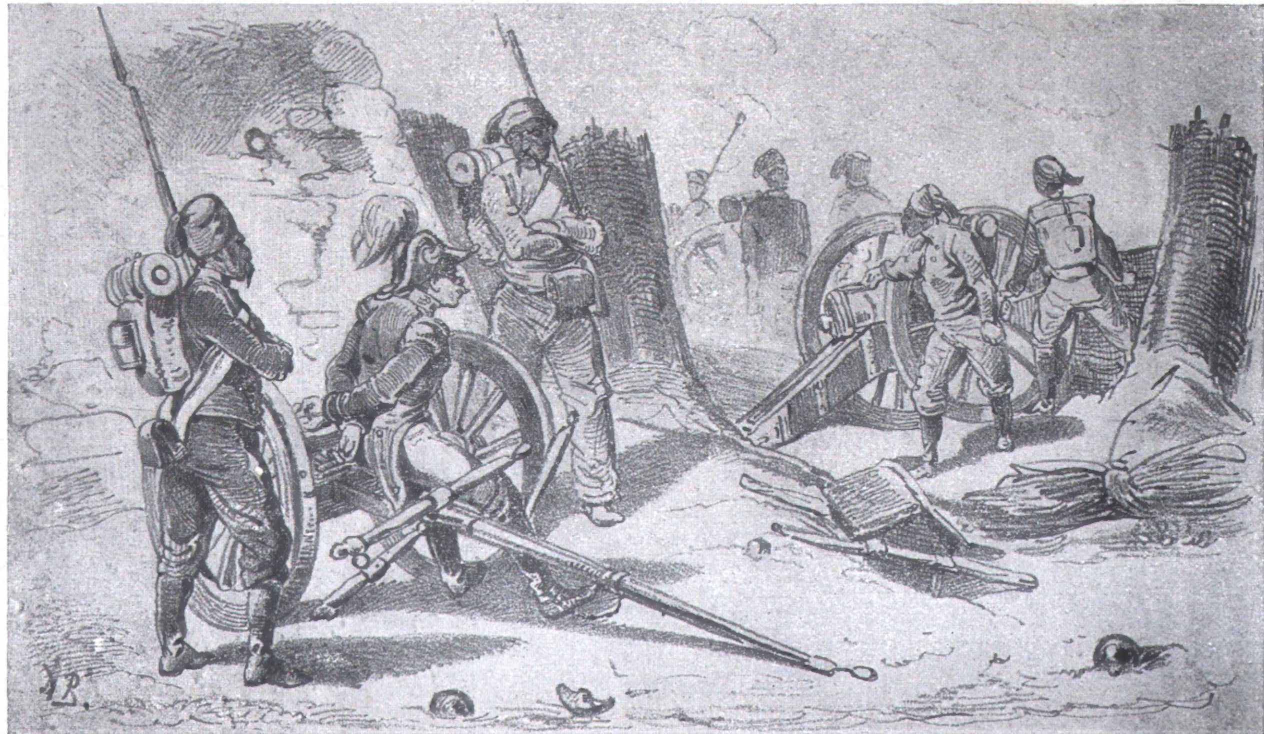
Die russische Kriegsberichterstattung vor vierundsechzig Jahren im Spiegel des zeitgenössischen Zeichners A. Beck (1853).



Unsere Truppen sind stets vom besten Geiste beseelt.



General **Popoff** meldet mir, dafs das Belagerungs Geschütz von Silistria mit Munition u. Bagage gröſstentheils frühzeitig in Sicherheit gebracht worden ist. **Wutki.**



Wir haben den General **Strohimkopf** zurückgelassen, um die Bewegungen der Feinde auf's Genaueste zu beobachten.



Es ist unserm wackeren Generalmajor Grafen **Stibitz Monstranzky** gelungen vor unserm Abzuge aus der kleinen Walachei die heiligen Geräthe der Kirchen vor den räuberischen Klauen der Ungläubigen in Sicherheit zu bringen.

Die russische Kriegsberichterstattung vor vierundsechzig Jahren im Spiegel des zeitgenössischen Zeichners A. Beck (1853).

Krieg und Kriminalität.

Eine kriminal-psychologische Betrachtung von Amtsrichter Dr. Albert Hellwig.

In den Tagen des August 1914 und auch noch einige Zeit nachher, da glaubte gar mancher, der die Begeisterung des Volkes in ihrer nachhaltigen Wirkung überschätzte, es sei nun die goldene Zeit gekommen, wo so ziemlich ein jeder Volksgenosse zum Bewußtsein seiner Pflicht der Allgemeinheit gegenüber gekommen sei; die Gefängnisse würden sich leeren, ein sehr erheblicher Teil der Verwahrlosten und der kriminell Gewordenen werde sich unter dem sittlich läuternden Einfluß der Kriegszeit dauernd bessern, und Leute, die in Friedenszeiten vielleicht in Gefahr gewesen wären, zu straucheln, würden jetzt friedlich in der Heimat oder mit den Waffen draußen auf den Schlachtfeldern an dem großen Werk mitarbeitende Staatsbürger bleiben.

Bestärkt wurden derartige überschwengliche Ansichten durch vereinzelte Mitteilungen in den Tageszeitungen und auch in Fachzeitschriften, nach denen sich unter den Insassen der Gefängnisse und sogar der Zuchthäuser eine gewaltige vaterländische Begeisterung bemerkbar mache. Jeder habe den brennenden Ehrgeiz, draußen im Kampf gegen unsere Todfeinde sich die Achtung seiner Mitbürger wiederzuverdienen; wer dazu nicht imstande sei, der lege sich allerlei Entbehrungen auf, um mit den ersparten Groschen sich an den Sammlungen für das Rote Kreuz und dergleichen zu beteiligen. Von den Fürsorgezöglingen hätten sich außerordentlich viele freiwillig gestellt und sich in Kampf und Gefahr hervorragend bewährt. Die Gefängnisse begännen sich in nie geahnter Weise zu entvölkern; Sitzungen der Schöffengerichte, der Strafkammern, des Schwurgerichts müßten ausfallen, da es an Angeklagten fehle.

Gewiß waren diese und ähnliche Angaben nicht aus der Luft gegriffen. Wie Sachkenner, die sich trotz aller Begeisterung noch ihre kühle, nüchterne Überlegung bewahrt hatten, schon damals bemerkten, handelte es sich aber der Hauptsache nach um unzulässig verallgemeinerte vereinzelte Erfahrungen sowie um Trugschlüsse, die man aus den gemachten Wahrnehmungen zog. Man übersah, daß sich die Gefängnisse notgedrungen entvölkern müssen, wenn eine Amnestie zahllosen Strafgefangenen die Freiheit wiedergibt; man beachtete nicht, daß die Einziehung von Millionen von kräftigen Männern, die damit der Militärgerichtsbarkeit unterstellt wurden, mit Notwendigkeit ein Herabsinken der bürgerlichen Kriminalität, soweit sie in den Verurteilungsziffern der Strafgerichte zum Ausdruck kommt, herbeiführen mußte; man vergaß, daß die gute Versorgung der Familien der Eingezogenen, die sich nicht selten besser standen als in den Zeiten vorher, gar manche Verbrechensursache ausschalten mußte; man bedachte endlich auch nicht, daß derartige gewaltige Ereignisse wie die, die wir erlebt haben, wohl imstande sind, auch Personen, die moralisch schon tief gesunken und gegen Versuchungen nicht mehr widerstandsfähig sind, vorübergehend zu beeinflussen, daß sie aber nicht eine dauernde Besserung herbeizuführen vermögen.

Gar bald schon mußte man auch erkennen, daß die optimistischen Hoffnungen, die man gehegt hatte, sich nicht erfüllten, sich nicht erfüllen konnten. Insbesondere wurde von allen Seiten mit Nachdruck auf das Steigen der jugendlichen Kriminalität aufmerksam gemacht; an die Stelle der vorher üblichen Schönfärberei trat nunmehr eine gleichfalls weit über das Ziel hinausschießende Schwarzseherei. Man tat jetzt so, als ob im Grunde die ganze Jugend morsch und faul sei und man nur mit Sorgen an die Zukunft denken könne. Auch die Kriminalität der Erwachsenen stieg wieder, wenn auch nicht in dem Maße wie die der Jugendlichen. Trotzdem ist das Steigen der Kriminalität auch bei den Erwachsenen höchst bedenklich, da es anhält, obgleich immer weitere Kreise zum Heeresdienst herangezogen worden sind. Man wurde im täglichen Leben gewahr, daß sogar viele Leute, die man früher für anständige, ordentliche Mitbürger gehalten hatte, und die es vielleicht gewesen waren, den größeren Versuchungen, die der Krieg für haltlose Charaktere mit sich bringt, sich nicht gewachsen zeigten, daß sie in schnödester Weise durch Wucher und durch Preistreibereien, durch Fälschung und durch Betrügereien mannigfacher Art die Notlage ihrer Volksgenossen ausnutzten, um sich zu bereichern. Man verallgemeinerte nunmehr aber auch nach dieser Richtung in unzulässiger Weise und tat so, als ob jeder Landwirt, jeder Kaufmann, jeder Gewerbetreibende jetzt ein Halsabschneider geworden sei.

Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte.

Es ist unbestreitbar, daß der Krieg und die durch ihn geänderte wirtschaftliche Lage gar manchen Schwachen und Haltlosen so gestärkt haben, daß er zur Zeit als gebessert betrachtet werden darf, wobei man allerdings immer noch nicht voraussehen kann, ob diese Besserung auch dann noch anhält, wenn die günstigen Verhältnisse, die nach mancher Richtung hin durch den Krieg geschaffen worden sind, ganz oder doch zum Teil wieder geschwunden sein werden. Andererseits ist es auch sicher, daß namentlich die Kriminalität der Jugendlichen, und zwar ganz besonders der jüngsten Altersklassen, im großen und ganzen überall recht bedenklich angeschwollen ist, wenn auch größtenteils aus Ursachen, die nach der Wiederherstellung normaler Zustände und dank der getroffenen Gegenmaßnahmen wieder verschwinden werden. Ebenso läßt es sich nicht bestreiten, daß die Preistreibereien und der Wucher, Bestechungen und Unehrlichkeiten mancherlei Art einen Umfang angenommen haben, den man früher nie für möglich gehalten hätte; aber man darf doch nicht übersehen, daß zum Teil an diesen Mißständen auch die Allgemeinheit die Schuld trägt, daß der große Teil des Volkes allen Versuchungen zum Trotz ehrlich bleibt, und daß durch Opfermut und Entsagung in großem Maßstabe diese höchst unerfreuliche Erscheinung der profitgierigen Kriminalität wenigstens zum Teil wieder ausgeglichen wird.

Es ist erfreulich, daß diese besonnene Auffassung der kriminal-psychologischen Erscheinungen unserer Tage in Fachkreisen immer mehr zum Ausdruck kommt. Für die Jugendlichen habe ich dies in meinem kürzlich erschienenen Buche: „Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen“ des näheren ausgeführt. Hiermit stimmen auch überein die in dem letzten Bande des „Archivs für Kriminologie“ veröffentlichten Erfahrungen des Leipziger Gefängnisgeistlichen Kleemann über seine Kriegserfahrungen im Gefängnis. Was der Verfasser, dem die Kriminologie schon so manchen beachtenswerten Beitrag verdankt, hier ausführt, gehört mit zu dem Besten, was bisher an kriminal-psychologischer Kriegsliteratur veröffentlicht worden ist.

Zu Beginn des Krieges entleerten sich sowohl die Untersuchungsgefängnisse als auch die Strafgefängnisse aus den verschiedensten Gründen: vor allem infolge der Amnestie und infolge der Einziehung zum Militär, dann auch infolge einer seelischen Beeinflussung weitester Volksschichten, schließlich auch infolge der für viele Kategorien gewerbsmäßiger Verbrecher geschaffenen tatsächlichen Unmöglichkeit, ihre frühere Tätigkeit auszuüben, so für Buchmacher der Rennplätze, Glücksspieler und Bauernfänger, ausländische Taschendiebe, internationale Betrüger, Hoteldiebe, reisende Einbrecher.

Gar bald aber füllten sich wieder die Zellen. Es kamen die Liebesgabenräuber, Diebe, die gestohlen hatten, um Angehörigen, Freunden, Geliebten die auf unrechtem Wege erworbenen Sachen ins Feld zu schicken; Sammelbüchsendiebe, betrügerische Geldsammler für angebliche Wohltätigkeitszwecke; betrügerische Bettler in Uniform, Heiratsschwindler und Hochstapler als angebliche Ärzte und Offiziere, Einmieterdiebe, angebliche Flüchtlinge aus Ostpreußen, wahrsagende Zigeunerinnen, falsche Schwestern, die bei Offiziersdamen Liebesgaben sammeln, Erschleicher von Kriegsunterstützungen, Mädchen und Frauen, die sich in unerlaubter Weise Kriegsgefangenen zu nähern suchen, Briefschreiberinnen, die verleumderisch von der angeblichen Untreue der Braut oder Ehefrau zu berichten wissen, männliche und weibliche Schwätzer, die allerlei haltlose Gerüchte verbreiten, Nebenverdienstschwindler, Hoch- und Landesverräter, das sind so einige der hauptsächlichsten Erscheinungsformen des Verbrechertums während der Kriegszeit.

Die klaren Ausführungen des Verfassers bestätigen es, daß das Anschwellen der Kriminalität während des Krieges eine Erscheinung ist, an der man nicht achtlos vorbeigehen darf, um so weniger, als zu besorgen ist, daß nach der Rückkehr der Millionenheere in gar mancher Beziehung eine verstärkte Kriminalität sowieso die Folge sein wird. Hoffen wir, daß die geradezu einen sozialpathologischen Charakter annehmende Gestaltung der Kriminalität von den maßgebenden Stellen rechtzeitig beachtet wird und dazu beiträgt, daß endlich energisch mit der alten Anschauung gebrochen wird, daß es genüge, die Verbrecher zu strafen: Vorbeugen ist besser als Strafen!

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Ein Bund bulgarischer Künstler und Gelehrter. In Sofia ist auf Anregung von Prof. Peter Behrens, der im Sinne des Bundes deutscher Gelehrter und Künstler (des Kulturbundes) dort tätig war, die Bildung eines Bundes bulgarischer Künstler und Gelehrter beschlossen worden. Die Regierung hat ihre Unterstützung zugesagt.

„Tabak und Reklame." Von E. E. Hermann Schmidt. (Verlag „Das Kontor", Berlin W. 35, Potsdamerstr. 122; gebunden 5 Mk.). Der Verfasser hat seine in der Zeitschrift „Das Kontor" veröffentlichte reiche Artikelserie zu einem stattlichen Bande von 118 Seiten Quartformat vereinigt. Sagt er auch in dem Geleitwort, den Gegenstand mangels Zeit und ausreichenden Materials nicht erschöpfend behandelt haben zu können, so liefert er uns doch in seinem trefflich geschriebenen und vorzüglich illustrierten Buche eine so außerordentlich fleißige und umfassende Arbeit über den Tabak und seine Reklame, daß wir nicht anstehen, das Buch auch denen wärmstens zu empfehlen, die der segensreichen Werbekraft der Reklame aus Vormeinung nicht gern das Wort reden. Das Buch ist eine Zierde der Büchersammlung jedes Handelsherrn und seiner Vertrauten.

Die Kriegs-Zeitung von Junkers & Co. in Dessau bietet ihren Kriegsteilnehmern, für die sie bestimmt ist, in dem Januarheft (Nr. 13) außerordentlich lehrreichen Unterhaltungsstoff: alles in allem eine lesenswerte Geschichte des Weltkriegs.

Die Deutsche Bank im deutschen Osten. Die Deutsche Bank erweitert ihren Wirkungskreis als erstes der deutschen Großbankinstitute auf die fünf östlichen Provinzen unseres Vaterlandes. Offiziell wird darüber u. a. folgende Mitteilung ausgegeben: Auf Antrag des Vorstandes der Deutschen Bank beschloß deren Aufsichtsrat in seiner jüngsten Sitzung, eine außerordentliche Hauptversammlung auf den 7. März einzuberufen. Auf deren Tagesordnung steht die Erhöhung des Aktienkapitals um 25 Mill. Mark zum Zwecke der Fusion mit dem Schlesischen Bankverein und der Norddeutschen Kredit-Anstalt.

Winter im Schwarzwald. Das ganze Rheintal ist in Nebel gehüllt. Man schaut wie in einen Sack, wenn man in Albbruck die Bahn verläßt, und fröstelnd drückt man sich in die Kissen des Wagens, der auf der steilen, schlüpfrigen Straße langsam bergan führt. Die Straße ist aus dem Felsen gesprengt. Fünfmal führt sie durch Tunnels unter den vorspringenden Bergungetümen fort, die Hunderte von Fuß tief schroff in den Abgrund abfallen. Dann öffnet sich wieder der Blick in die großartige Felsenschlucht, in deren Tiefe die Alb in wilden Sprüngen dem Rheine zueilt. Das herrlichste Schauspiel erwartet uns aber oben auf einer der Höhen, die St. Blasien umkränzen. Wir glauben zuerst eine Fata Morgana vor uns zu sehen, und erst allmählich kommt uns zum Bewußtsein, daß es Wirklichkeit ist, was da wie ein Zauberbild vor uns liegt. In diesem schönen Albstädtchen St. Blasien fehlt es den ganzen Winter hindurch denn auch nicht an Gästen. Sobald nur der erste Schnee fällt, kommen die Sportfreunde, um erst wieder mit der weißen Decke zu verschwinden. Vor allem aber füllen sich die Pensionen und Sanatorien mit Erholungsbedürftigen, die in der milderen, reinen Luft und der wärmer strahlenden Sonne Erfrischung und Kräftigung finden. St. Blasien genießt seit Jahren wegen seiner erfolgreichen Winterkuren Weltruf, und wer einmal die wohltuende Wirkung seiner klaren Höhenluft empfunden hat, der wird begreifen, daß die Zahl der Wintergäste von Jahr zu Jahr wächst, und daß dort so weit ab von der Heerstraße großartige Anstalten entstehen konnten.

Togal. Unter diesem Namen lernen wir ein pharmazeutisches Präparat kennen, das wert erscheint, in die breitesten Schichten des Publikums zu dringen. Das Mittel, das ärztlich anerkannt ist, in Kliniken und Krankenhäusern mit großem Erfolge verordnet wurde, findet Anwendung bei Neuralgien, Ischias, Gicht, Gelenk- und Muskelrheumatismus. In verschiedenen Fällen, in denen ähnliche Mittel völlig versagten, verrichtete Togal oft geradezu Wunder. Niemand, der an einer der erwähnten Krankheiten leidet, versäume daher, sich selbst von dem Werte des Togal zu überzeugen.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Generalvertreter für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.